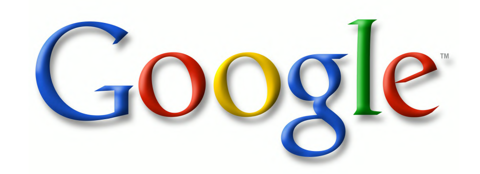
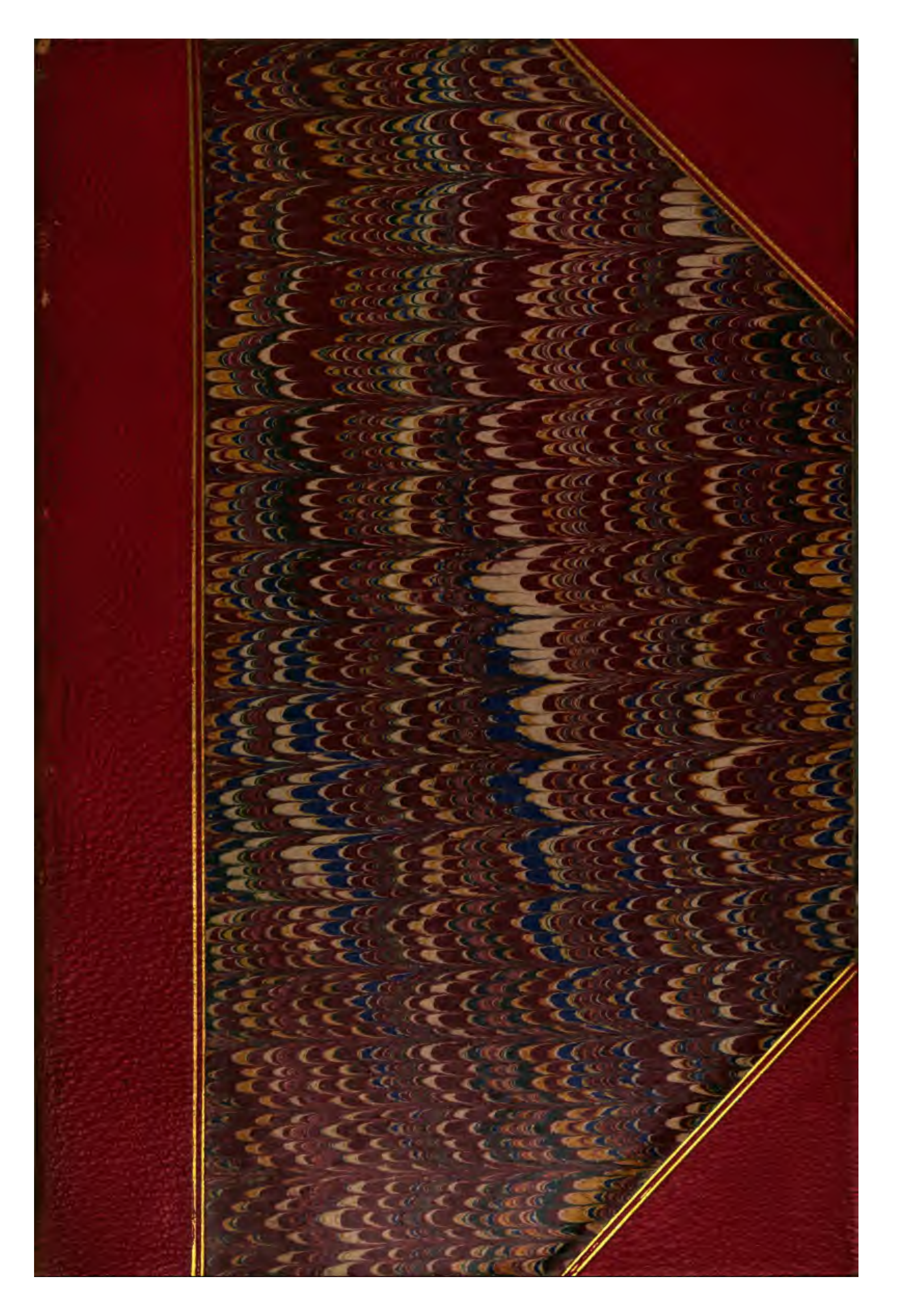





DOMI MINA
NUS TIO
ILLU MEA
Taylor Institution.





Zwei Kaiserkronen.

Zweiter Band.

Zwei Kaiserkronen.

Dritte Abtheilung

von

„Um Szepter und Kronen“.

Zeitroman

von

Gregor Samarow.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1875.

Elftes Kapitel.

Gedankenvoll über seinen Schreibtisch gelehnt, saß der Kaiser Franz Joseph in seinem hellen Kabinet in der Hofburg zu Wien. Tiefer Ernst hatte sich in den letzten Jahren auf die Züge des Kaisers gelegt und fast ganz war von denselben die jugendliche Heiterkeit und Lebenslust verschwunden, welche einst seiner Erscheinung einen so anmuthigen Reiz verlieh.

Dafür war der Ausdruck männlicher Kraft und Würde hervorgetreten und man konnte auf der Stirn des so gewissenhaft an der Erfüllung seiner Pflichten arbeitenden Herrschers die Schrift lesen, welche die Sorgen um das mit schweren Schicksalen ringende Oesterreich daraufgegraben hatten. Ernster aber und trüber noch als sonst blickte der Kaiser heute vor sich hin, und der grau herabhängende Regenhimmel, der durch die Fenster seines Kabinets hereinsah, vervollständigte das trübe Bild, das der einsam in seinem Zimmer grübelnde Monarch darbot.

Vor dem Kaiser auf dem Tisch lag eine aus mehreren Bogen bestehende Denkschrift, Zahlenreihen und Berechnungen enthaltend, welche der Kaiser, die Blätter vor- und rückwärts schlagend, immer wieder überlas, indem er mit einem Bleistift, den er in der Hand hielt die Linien verfolgte und zuweilen an dem einen oder andern Punkte ein kleines Zeichen machte.

Endlich schob er das Papier zurück, legte den Crayon auf den Tisch und stützte den Kopf traurig in die Hand.

„Es ist kein Zweifel mehr," sagte er mit trüber Stimme, „Alles ist verloren. Diese so glänzenden Gebäude finanzieller Spekulation brechen rettungslos zusammen und durch keine Kombination läßt sich die enorme Summe retten, welche ich aus dem Thurn- und Taxis'schen Vermögen in die Langrand'schen Unternehmungen zu verwenden erlaubt habe.

„— Welch' eine entsetzliche Verantwortung trifft mich, — ich bin es meiner Ehre schuldig, mein Mündel gegen den Verlust eines so großen Theils seines Vermögens zu schützen — aber wahrlich, meine eigene Vermögenslage ist nicht so glänzend, daß ich ohne schwere Opfer an den Ersatz der ungeheuren Summe von neun Millionen Franken denken kann, welche in jenen Abgrund versunken sind. — Wie verfolgt mich die Hand

des unheilvollen Schicksals, welche so schwer auf Oesterreich ruht, bis in meine eigensten und persönlichsten Verhältnisse hinein! — Ich glaubte so richtig zu handeln, ich glaubte dem Taxis'schen Vermögen so große Vortheile unter so vollkommener Sicherheit zuzuwenden, Alles war so scheinbar fest auf Hypotheken basirt, — mein Finanzminister, der Reichskanzler — die Direktoren der Anglobank waren so fest überzeugt von der vortheilhaften Geldanlage, und nun — — Alles verloren — und ich — ich — der Kaiser — dastehend als ein leichtsinniger Vormund, als ein schlechter Verwalter des mir anvertrauten Besitzes eines jungen deutschen Fürsten! — Und das ohne Schuld mit dem Bewußtsein, meine Pflicht gewissenhaft erfüllt zu haben."

Er sprang auf und trat an das Fenster, trübe und schmerzvoll hinausblickend zu dem grau überwölbten Himmel, der seine Nebelschleier über die Dächer von Wien herabsenkte.

„Das Unglück ruht auf mir," sprach er dumpf und finster, „und was meine Hand berührt, wird mit von dem bösen Schicksal getroffen, das mich verfolgt."

Lange stand er schweigend, den Kopf auf die Brust herabgesenkt, und immer finsterer, immer verzweifelter wurde der Ausdruck seines Gesichtes.

Ein leises Klopfen ertönte an der inneren Thüre des Kabinets.

„Der Staatsrath Klindworth ist da," meldete der Kammerdiener, „und fragt, ob Eure Kaiserliche Majestät die Gnade haben wollen, ihn zu empfangen."

Ein leichter Schimmer von Zufriedenheit flog über des Kaisers trauriges Gesicht.

„Lassen Sie ihn eintreten," rief er schnell. — „Er kommt von Paris und wird mir Neues bringen — er ist der Einzige, der vielleicht einen Ausweg finden möchte auch aus dieser Verlegenheit," sprach er leise, einen Blick auf das Memoire werfend, das auf seinem Tisch lag.

Nach einigen Augenblicken trat der Staatsrath Klindworth ein.

Seine Erscheinung war unverändert. Derselbe weite Rock, den kurzen Hals in hohem Kragen verhüllend, dasselbe charaktervoll häßliche Gesicht mit dem demüthigen lauernden Ausdruck und mit den scharfen, stechend aufblitzenden Augen.

Der Staatsrath trat einige Schritte in das Zimmer, verneigte sich tief gegen den Kaiser, der ihn mit einer stolzen Neigung des Kopfes begrüßte, und blieb, die Hände unter der Brust gefaltet, die Augen niedergeschlagen, stehen, — schweigend die Anrede des Monarchen erwartend.

„Sie kommen von Paris," fragte der Kaiser, „was haben Sie dort gesehen und gehört, ist man wirklich so carrément zum unverbrüchlichen Frieden entschlossen, wie der Herzog von Gramont hier versichert?"

„Wenn der Herzog diese Versicherung hier ausspricht," erwiederte der Staatsrath, „so handelt er vollständig seinen Instruktionen gemäß, denn ich kann Euer Majestät versichern, daß er aus dem auswärtigen Ministerium die bestimmtesten Weisungen erhält, die friedlichen Gesinnungen der französischen Regierung auf das Entschiedenste und Bestimmteste zu betonen."

Der Blick des Kaisers ruhte einen Augenblick forschend auf der in sich zusammengebeugten Gestalt des Staatsraths.

„Sie sprechen heute so ausschließlich von den Weisungen des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten — ist es nicht mehr der Kaiser Napoleon, welcher persönlich die Politik Frankreichs vorbereitet und leitet? — Ist das konstitutionelle Regiment in Frankreich eine Wahrheit geworden?"

„Es scheint so, Kaiserliche Majestät," sagte der Staatsrath, blitzschnell das gesenkte Auge aufschlagend, „und der Kaiser Napoleon will es so scheinen lassen — deßwegen habe ich mir erlaubt, ein wenig auf meinen eigenen Wegen nachzuspüren, was denn da unter jener

glatten, friedlich unbewegten Oberfläche: auf dem Grunde eigentlich getrieben werde — Eure Kaiserliche Majestät wissen," fuhr er mit einem breiten Lächeln seines großen Mundes fort, „daß der alte Klindworth kein Mann der Oberfläche ist, sondern es liebt, mit einiger Geschicklichkeit und Erfahrung in die klippenvollen Abgründe des Meeres der Politik hinabzutauchen und daß es ihm zuweilen gelingt, aus den nur im tiefen Grunde sich öffnenden Muscheln eine geheimnißvolle Perle heraufzubringen."

Der Kaiser ließ lächelnd seinen Blick über die mit diesem Bilde so wenig harmonirende Gestalt des Staatsraths gleiten.

„Und ist es Ihnen auch dießmal gelungen," fragte er, „eine Perle aus den geheimnißvollen Tiefen an's Licht zu heben?"

„Eine sehr kostbare Perle, Kaiserliche Majestät," erwiederte der Staatsrath, leicht mit den Fingern der Rechten auf der Oberfläche seiner linken Hand trommelnd — „eine Perle, welche vielleicht die Zauberkraft besitzen möchte, den getrübten Glanz der Kaiserkrone Oesterreichs in alter Herrlichkeit wieder herzustellen."

„Freilich ist der Glanz der Krone von Habsburg trübe geworden," sagte der Kaiser, die Lippen zusammenpressend, „und es will allen Versuchen meiner Staats-

künstler nicht gelingen, ihn wieder herzustellen. — Was sagt der Kaiser Napoleon zu Herrn von Beust," fragte er rasch, indem er einen Schritt näher zu dem Staatsrath hintrat, — „zu Herrn von Beust, den er mir einst so dringend als den geschicktesten Arzt für das kranke Oesterreich empfohlen hat?"

„Der Kaiser Napoleon ist mit Herrn von Beust sehr unzufrieden, Kaiserliche Majestät," erwiederte der Staatsrath, das Auge aufschlagend und den fragenden Blick des Kaisers gerade erwiedernd.

„Er hat sich also getäuscht?" rief der Kaiser lebhaft.

„Er hat sich getäuscht," erwiederte der Staatsrath ruhig, „weil er erwartete, daß Herr von Beust ein Werkzeug der französischen Politik sein würde — und er ist unzufrieden, weil Eurer Majestät Reichskanzler österreichische Politik macht."

„Wie das?" fragte der Kaiser betroffen.

„Der Kaiser Napoleon hat für den Schaden, welchen Frankreich durch die Erfolge Preußens erlitten, Revanche zu nehmen, er muß den Nimbus seiner Herrschaft wieder herstellen und deßhalb hat er zu verschiedenen Malen die Allianz Oesterreichs gesucht, um eine erfolgreiche Aktion einleiten zu können. — Herr von Beust ist dieser Allianz vorsichtig ausgewichen und

dadurch hat er der Zukunft Oesterreichs unendlich genützt," erwiederte der Staatsrath.

„Ich habe eine tiefe persönliche Abneigung gegen jedes Bündniß mit Frankreich," sagte der Kaiser, den sinnenden Blick zu Boden richtend, — „aber ist es denn möglich," fuhr er fort, „daß Oesterreich sich wieder erheben kann zur alten Macht und zum alten Glanz — zur Wiedergewinnung seiner althistorischen Stellung in Deutschland ohne festes Bündniß mit einer der großen Militärmächte Europas? — Sind wir nicht in dieser Beziehung auf Frankreich angewiesen — da Rußland," fügte er seufzend hinzu, — „uns wohl für immer entfrembet ist und seine Trennung von den preußischen Interessen nach meiner Ueberzeugung zu jenen theoretischen Hypothesen gehört, durch welche man Oesterreich jetzt zu heilen und zu kräftigen versucht?"

„Die Wiedergewinnung alles Dessen, was Oesterreich verloren hat," erwiederte der Staatsrath, „ist allerdings, wie Eure Kaiserliche Majestät zu bemerken die Gnade haben, für Oesterreich allein schwer — vielleicht unmöglich — es gehört dazu eine Kooperation verschiedener Kräfte gegen den gemeinsamen, so übermüthig gewordenen Gegner.

„Warum aber, Kaiserliche Majestät," fuhr er listig lächelnd fort, indem er von unten herauf zum Kaiser

hinüberblickte, — „warum soll diese Kooperation gerade durch Allianzen bedingt werden? — Allianzen," sagte er achselzuckend, „binden — und man muß in großen politischen Aktionen an Nichts gebunden sein —"

„Aber Metternich hat die heilige Allianz geschlossen und gepflegt," warf Franz Joseph ein.

„Metternich," erwiederte Klindworth rasch, „war durch seinen Geist, durch seine hohe Ueberlegenheit der Herr und Gebieter jener Allianz — die Andern waren gebunden, — er war frei — übrigens war die heilige Allianz nicht eine Allianz der Aktion, sondern der Ruhe."

Der Kaiser setzte sich auf den Lehnstuhl vor seinem Schreibtisch — Klindworth trat vor und blieb auf der andern Seite des Schreibtisches stehen.

„Sprechen Sie weiter," sagte der Kaiser, — „ich bin begierig, die vollständige Entwickelung Ihrer Ansichten zu hören."

„Ich hatte mir unterthänigst erlaubt," sprach der Staatsrath, — „Eurer Kaiserlichen Majestät meine Ansicht auszusprechen, daß Allianzen binden und dadurch hemmen, — außerdem rufen sie Gegenallianzen hervor, — und endlich zwingen sie, an den Unglücksfällen des Alliirten Theil zu nehmen. Man muß aber in der Politik sich niemals von fremden Unglücksfällen ab=

hängig machen, — man hat an den eigenen schon genug zu tragen — oder zu verbessern."

„— Aber wie wollen Sie denn," — fragte der Kaiser, erstaunt den Staatsrath anblickend, — „wie wollen Sie —"

„Kaiserliche Majestät," fiel Klindworth ein, — „damit komme ich auf jene Perle, welche ich aus den labyrinthischen Abgründen der pariser Politik erhoben habe, — sie wird die Zauberkraft haben, Oesterreich die Bahn zur Wiedererlangung des Verlorenen zu eröffnen —"

Der Kaiser blickte immer noch verwundert und erwartungsvoll in das ruhig und selbstgewiß lächelnde Gesicht des Staatsraths, — er begriff nicht, wohin derselbe wollte, — aber er war überzeugt, daß eine ernste Sache auf dem Grunde seiner allegorischen Bemerkungen sich befinden würde.

„Wissen ist Macht," sagte Klindworth, — „und ich bringe Eurer Majestät Macht, da ich weiß, was die Zukunft und vielleicht eine nahe Zukunft in ihrem Schooße trägt."

„Nun?" fragte der Kaiser ungeduldig.

„Napoleon," sprach der Staatsrath, indem er sich ein wenig über den Schreibtisch vorbeugte, „wird im Herbst gegen Preußen den Krieg beginnen."

Franz Joseph fuhr auf.

„Sind Sie dessen gewiß?“ rief er lebhaft, — „ich kann es kaum glauben, — er hat mir selbst in Salzburg und in Paris gesagt, daß er keine Aktion beginnen könne, ohne eine feste Allianz mit Oesterreich und Italien — diese Allianz ist nicht geschlossen,“ — fügte er leiser hinzu —

„Und deßhalb hat sich der Kaiser,“ fuhr Klindworth fort, — „der durch die inneren Zustände mit einer zwingenderen Nothwendigkeit zum Handeln gedrängt wird, entschließen müssen, eine andere Kombination zu suchen, welche ihm den Feldzug politisch möglich macht, zu dem die militärischen Vorbereitungen vollendet sind, — und auf dessen Beginn der Marschall Niel drängt.“

„Eine andere Kombination?“ fragte der Kaiser, — „sollte er es wagen, eine Aktion gegen Deutschland zu beginnen, ohne Italiens sicher zu sein? — und das jetzige Italien wird sehr bereit sein, seine Beschäftigung nach anderer Seite zu benützen —“

„Deßhalb wird er Italien im Schach halten lassen durch eine andere sehr katholische Macht, welche ein großes Interesse an der Erhaltung der Integrität des päpstlichen Stuhles hat, — schon aus Dankbarkeit für die Tugendrose —“

„Spanien?“ rief der Kaiser, — wäre das möglich?“

„Der Vertrag ist so gut wie geschlossen, Kaiserliche Majestät,“ — erwiederte Klindworth — „Allerhöchstdieselben wissen, daß ich mich noch niemals in meinen Renseignements getäuscht habe, — die spanischen Truppen werden in Folge dieses Vertrages die französische Besatzung in Rom ablösen und dem Kaiser freie Hand schaffen —“

„Und Italien sollte diese Stellvertretung acceptiren?“ fragte der Kaiser.

„Nein, Kaiserliche Majestät,“ erwiederte der Staatsrath, — „es wird sie zurückweisen, dadurch wird der Krieg entstehen, der im ungünstigsten Falle die Kraft Italiens absorbiren, — bei günstiger Wendung aber dieß ganze neuitalienische Königreich auflösen und Neapel wiederherstellen wird.“

„Und wenn dieses Werk Cavour's zerfällt,“ — rief der Kaiser, — „so würde —“

Er vollendete nicht.

„— So würde,“ sprach der Staatsrath ruhig, „Oesterreich Venetien und die Lombardei wieder nehmen können — doch,“ fuhr er fort, „dieß ist nur ein untergeordneter Gesichtspunkt, — erlauben mir Eure Kaiserliche Majestät, meine Ideen über die Chancen, welche

die erwähnte Kombination Oesterreich bietet, ausführlich zu entwickeln.

Der Kaiser lehnte die Arme auf den Tisch und hing mit vorgebeugtem Haupt erwartungsvoll an den Lippen des Staatsraths.

„Wenn," sprach dieser weiter, — „Frankreich den Krieg gegen Deutschland beginnt und Italien mit Spanien engagirt ist, — so ist Oesterreich in der unendlich günstigen Lage, ohne Engagements, ohne bindende Verpflichtungen den Augenblick wählen zu können, um seinerseits selbstständig und ganz ausschließlich nur in seinem eigensten Interesse in die Aktion eingreifen zu können. — Denken sich Eure Majestät," fuhr er fort, — „daß in den ersten Zusammenstößen die französischen Truppen Sieger blieben, — oder daß nur der Erfolg mit wechselndem Glücke vollkommen unentschieden bliebe, — welch' ein glücklicher Augenblick würde dann für Oesterreich eintreten, um ohne scheinbar feindliche Absicht — ohne Verletzung eines Vertrages, ohne casus belli — lediglich im Interesse des europäischen Friedens seine Vermittlung eintreten zu lassen, um dieser Vermittlung durch Vorschiebung einer Armee militärischen Nachdruck zu geben! — Glauben Eure Majestät," sagte er, die Augen voll aufschlagend und mit seinen scharfen stechenden Blicken den Kaiser fixirend, — „glauben

Eure Majestät, daß dann die Gelegenheit gekommen wäre, um — sei es durch freiwilliges Zugeständniß, — sei es durch die Gewalt der Waffen, Alles wieder zu gewinnen, was Oesterreich in Italien — und in Deutschland verloren?"

Die Augen des Kaisers sprühten Flammen.

„Sie öffnen vor meinem Blick eine strahlende Zukunft," rief er, — „doch," sprach er dann, indem ein trüber Schleier sich über sein Gesicht breitete, — „Sie rechnen ohne Rußland, das schweigend und drohend neben Preußen steht und seine Hand lähmend auf jeden Aufschwung Oesterreichs legen wird."

„Rußland ist zu keiner militärischen Aktion ernstlich vorbereitet und — die Pläne des Kaisers Napoleon werden im tiefsten Geheimniß gehalten, — man kennt dieselben weder in Berlin noch in Petersburg — und Eure Majestät wissen, wie langsam sich militärische Vorbereitungen in Rußland vollziehen. Wenn also Oesterreich rechtzeitig vollkommen gerüstet ist, so wird die Haltung Rußlands ihm kein ernstes Hinderniß bereiten."

Der Kaiser schwieg einen Augenblick.

„Wenn aber," sagte er dann, „die französischen Waffen nicht siegreich sind, — wenn die preußische

Taktik abermals den Erfolg erringt — wie bei Königgrätz" — — er seufzte tief.

„Denken Eure Majestät sich den schlimmsten Fall, — das ist immer gut in politischen Kombinationen," sagte der Staatsrath, — „denken Eure Majestät sich, daß Preußen vollständig siegreich bleibt, daß es im ersten Anlauf Erfolg auf Erfolg erringt, — dann — dann gerade kann Napoleon seine Taktik, schnell Frieden zu schließen, nicht anwenden, — eine Taktik, die er bei Villafranca so sehr zum Schaden Oesterreichs anwendete —"

Der Kaiser senkte den Kopf.

„Dann," fuhr der Staatsrath fort, — „muß er den Krieg auf das Aeußerste treiben, wenn er seiner Dynastie nicht das Todesurtheil sprechen will, — dann muß er ganz Frankreich zu den Waffen rufen, — und die preußischen Armeen werden im feindlichen Lande noch harte Arbeit finden. — Dann aber — wenn die ganze preußische Kraft in Frankreich engagirt ist, — und nicht rückwärts kann, ohne sich in den Untergang zu stürzen, — wenn Preußen nicht Frieden schließen kann, ohne in schimpflicher Weise die Früchte der ersten Siege preiszugeben, — dann, Kaiserliche Majestät — ist der Augenblick für die österreichische Intervention vielleicht noch günstiger, — und so wird in diesem be-

sonderen Falle der Sieg wie die Niederlage Preußens immer das Glück Oesterreichs sein."

Er faltete die Hände über der Brust, während seine Fingerspitzen in rascher Bewegung zitterten.

Der Kaiser stand auf und ging mit großen Schritten einige Mal im Zimmer auf und nieder, während die scharfen Blicke des Staatsraths seinen Bewegungen folgten.

„Sie haben Recht," sagte Franz Joseph endlich, wieder vor seinem Tisch, dem Staatsrath gegenüber stehen bleibend, — „eine solche Kombination bringt uns mehr Chancen als eine Allianz — und ohne Gefahr, — aber," fuhr er dann fort, — „Sie haben selbst als Bedingung aufgestellt, daß Oesterreich vollständig gerüstet sein müsse, um schnell handeln und die drohende Haltung Rußlands unbeachtet lassen zu können, — wie aber," sagte er seufzend, „sollen wir gerüstet sein?" —

„Militärisch," sprach er nachdenkend, „wäre es schon möglich, wenn auch nicht Alles vollendet ist, was angebahnt und vorbereitet ist, — marsch- und schlagfertig wird meine Armee immer sein, — aber das Geld — das Geld, — jenes Arkanum Montecuculis — woher das nehmen? Die Kassen sind auf das Aeußerste beschränkt, die Hülfsquellen erschöpft, — es ist unmöglich, in einer Sache, in welcher das Geheimniß die Be-

dingung des Erfolgs ist, den Kammern zu sagen, daß man Geld brauche, um eine bewaffnete Intervention vorzubereiten, — und selbst wenn man es sagte, — wenn man es sagen könnte, — es würde keine Bewilligung zu erreichen sein, denn — Sie wissen es, die öffentliche Meinung ist gegen alle Kriege — vor Allem gegen einen Krieg mit Preußen, — die Niederlage von 1866 hat die Abstention und Resignation Oesterreichs zum Axiom gemacht! —

„Das Geld," sagte er traurig in seinen Stuhl niedersinkend, — „das ist das ewige Hemmniß, — und gerade jetzt werde ich lebhafter daran erinnert — jetzt, wo diese Kalamität über mich selbst hereinbricht —"

Sein Blick fiel auf das Memoire mit den Berechnungen, mit welchem er sich vorher beschäftigt hatte.

„Lesen Sie," — sagte er, wie der in ihm aufsteigenden neuen Gedankenreihe folgend, indem er das Heft dem Staatsrath hinüberreichte, — „lesen Sie, — auch Sie waren voll Vertrauen zu den Unternehmungen Langrand's, als man mir rieth, das Vermögen des Fürsten Taxis in dieselben zu engagiren."

Der Staatsrath nahm das Memoire, durchblätterte es flüchtig und legte es dann ehrerbietig wieder auf den Tisch.

Ruhig erwiederte er den trüben und gespannten Blick des Kaisers.

„Der Graf Langrand ist nicht zu halten, Kaiserliche Majestät," sprach er, — „seine Unternehmungen brechen rettungslos zusammen und die darin engagirten Kapitalien sind verloren."

„Leider, — leider," sagte der Kaiser in dumpfem Ton.

„Es ist ein harter Schlag für Eure Kaiserliche Majestät," fuhr der Staatsrath fort, — „aber — ich habe von dem großen Staatskanzler gelernt, daß die wichtigste Aufgabe im Leben nicht die ist, keinen Fehler zu machen, — sondern die gemachten Fehler richtig zu verbessern."

„— Und halten Sie diesen Fehler für verbesserlich?" fragte der Kaiser.

„Eure Kaiserliche Majestät," sagte der Staatsrath, „sind von der Finanzlage Oesterreichs und von den Hindernissen, welche dieselbe einer österreichischen Aktion entgegenstellt, auf diese unglücklichen Verluste an den Langrand'schen Unternehmungen gekommen, — erlauben mir Allerhöchstdieselben, den gleichen Schritt in umgekehrter Richtung zu thun; — und von diesem merkwürdigen Finanzgenie auf Oesterreich und seine Aktion zurückzukommen.

„Graf Langrand," fuhr er fort, — „ist unglück-

lich gewesen, — das ist auch den größten Männern widerfahren, — aber er hat sein Unglück nicht verdient, — und das können nicht alle gestürzten Größen von sich sagen, — er hatte gesunde und fruchtbare Gedanken, — er wollte auf den Kredit den Grundbesitz und auf den Grundbesitz wieder den Kredit basiren, — er ist einer Koalition erlegen, — aber seine Gedanken bleiben nichtsdestoweniger gesund und richtig und durch einen seiner eigenen schöpferischen Gedanken, an denen er so reich war, möchte ich Eurer Majestät rathen, — nicht nur das Allerhöchst Sie persönlich betreffende Unglück zu verbessern, sondern auch die Mittel zu der politischen Aktionsfähigkeit Oesterreichs zu schaffen."

„Sprechen Sie!" rief der Kaiser lebhaft.

„Kaiserliche Majestät," sprach Klindworth in ruhigem Tone weiter, „der Graf Langrand hatte eine der vortrefflichsten Ideen gefaßt, denen ich in meinem politischen Leben jemals begegnet bin, — die Idee nämlich, den ungeheuer überlegenen materiellen Machtmitteln, über welche der Liberalismus an der Börse, in der Presse, in Handel und Verkehr gebietet, eine gleiche, — und wo möglich noch überlegene Macht im Dienste der konservativen Interessen und der Legitimität entgegenzustellen."

„Wie wäre das möglich?" fragte der Kaiser, —

„die Welt des Geldes gehört dem Liberalismus — fast der Revolution, — und uns bleibt nichts als der oft recht leere und wesenlose Nimbus der Autorität."

„Dieß Verhältniß, Kaiserliche Majestät, wollte eben der Graf Langrand umkehren," sagte Klindworth, „und ich möchte mir unterthänigst erlauben, Eurer Majestät mit Langrand's eigenen Worten die Richtigkeit seiner Gedanken und Pläne nachzuweisen."

Er zog ein Papier aus der Tasche seines weiten, hoch zugeknöpften braunen Rocks.

„Was haben Sie da?" fragte der Kaiser.

„Ein Memoire des unglücklichen Grafen Langrand," antwortete Klindworth, „und ich möchte mir erlauben, Eurer Majestät einige Stellen aus demselben vorzulesen."

„Ich höre," — sagte Franz Joseph.

Der Staatsrath Klindworth hob das Papier bis dicht in die Nähe seiner Augen, und den Kopf darauf niederbeugend las er mit scharfer Betonung:

„Die Rührigkeit und Energie der Gegner der konservativen Prinzipien, welche sich sowohl auf dem Felde der politischen als der materiellen Interessen kundgibt, hätte die berufenen Vertreter dieser Prinzipien wohl schon längst zur wirksamen Gegenwehr auf beiden Feldern anspornen sollen. — Leider geschah dieß bisher

nur auf dem politischen Felde, während das der materiellen Interessen von den Vertretern der Legitimität und der konservativen Bestrebungen so sehr vernachlässigt wurde, daß sie dasselbe nicht nur ganz der eigenen Ausbeute entzogen ließen, sondern geradezu die Gegenbestrebungen mit dem eigenen Gelde unterstützten, insofern ihre Kapitalien zumeist gegen unverhältnißmäßig geringe Verzinsung in den Händen ihrer Widersacher sich befanden. In der That, seit den Tagen der französischen Revolution bis auf die Tage von Königgrätz wurden dem konservativen Elemente wesentlich durch diese seine eigenen Mittel die schwersten Wunden geschlagen!

„Näher aber als je," — fuhr der Staatsrath, ohne aufzublicken, aber mit erhobener Stimme in seiner Lektüre fort, — „näher aber als je tritt gerade heute, wo großentheils in Folge dessen jene Elemente politisch auf die Defensive beschränkt sind, die Frage an dieselben heran, — ob nicht endlich sie sich des materiellen Feldes zu bemächtigen trachten sollen, von wo aus sich ihnen die wirksamsten Wege eröffnen werden, um so bald als möglich in eine heilvolle Offensive überzugehen."

Er hielt inne und blickte forschend auf den Kaiser.

Dieser hatte mit immer steigender Aufmerksamkeit zugehört.

„Wahr — wahr!“ rief er laut, mit der flachen Hand auf seinen Oberschenkel schlagend, — „wahr — tausendmal wahr, — ich habe das oft gedacht, — aber es ist mir noch nie so klar geworden, als durch die wenigen Worte, die Sie mir soeben vorgelesen. — Aber,“ fuhr er fort, — „wie will Langrand diesen Fehler, der schon so lange begangen wurde, verbessern?“

Klindworth blickte in sein Papier und las weiter:

„Die Vereinigung der konservativen Kapitalien unter ein Banner ist heutigen Tages eine ebenso gute politische Maßregel, als sie eine ökonomisch unvergleichlich richtige ist —“

Er faltete das Papier leicht zusammen und sprach, den Blick auf das lebhaft erregte Antlitz des Kaisers gerichtet:

„Langrand entwickelt nun den Plan einer zu errichtenden Bank aus den Kapitalien der konservativen Elemente. — Diese Bank soll ihre Geschäfte basiren auf

Hypothekardarlehen gegen Ausgabe von Pfandbriefen,

auf Kapitalsbeschaffung zu Eisenbahnunternehmungen, welche eine fünfprozentige Staatsgarantie haben und bei denen der Bau bereits gesichert ist,

auf Belehnung gegen Depot.“ —

Er hatte die einzelnen Punkte jedesmal durch ein kurzes Stillschweigen hervorgehoben, indem er mit dem Zeigefinger der rechten Hand je einen Finger der linken berührte.

„Der Gedanke ist vortrefflich," rief der Kaiser, „aber wo sollen so große Kapitalien herkommen, um dem ungeheuren Uebergewicht entgegenzutreten, das die Gegner bereits auf dem materiellen Gebiet errungen haben?"

„Kaiserliche Majestät," erwiederte Klindworth, „gerade die neueste Zeit hat einer großen Anzahl von Vertretern bedeutenden Kapitalbesitzes das früher verkannte Interesse an der Ausführung des Langrand'schen Projektes ganz besonders nahe gelegt — ich meine die depossedirten Fürsten in Italien und Deutschland!"

Der Kaiser berührte die Stirn mit der Hand.

„In der That," rief er, — „sie vor Allem sollten die Worte Langrand's beherzigen."

„Der Vermögensausweis des Herzogs von Modena," fuhr Klindworth fort, „zeigt allein einen Besitz von neunundachtzig Millionen Gulden, — dazu kommen die Vermögen des Herzogs von Nassau, — des Kurfürsten von Hessen, des Großherzogs von Toskana, des Königs von Neapel, — des Grafen Chambord, — der, wenn auch von seiner persönlichen Restauration für jetzt nicht

die Rede ist, an dem Schicksal seiner Vettern aus dem Hause Bourbon ein großes Interesse haben sollte, — endlich des Königs von Hannover, — denken Eure Majestät, welch' eine ungeheure Kapitalmacht dadurch gebildet werden könnte! — Nach den aufgestellten Berechnungen würde es sich um ungefähr dreihundert Millionen Gulden handeln." —

Der Kaiser nickte schweigend mit dem Kopf, in tiefem Nachdenken schien er den Ideen zu folgen, welche der Staatsrath vor ihm entwickelte.

„Die Herren würden vor Allem," sagte dieser, — „ein vortreffliches Geschäft machen. Sie ziehen in diesem Augenblick aus ihren Kapitalien meist nur drei Prozent — oft noch weniger — namentlich von den großen Summen, welche zu ein und ein halb Prozent im Depot der englischen Bank liegen, — unerhört in der heutigen Zeit, — sie würden durch eine mit ihren vereinten Kräften gebildete Bank ihre Revenüen um das Sechs- bis Zehnfache vermehren, — sie würden sodann aber auf allen Gebieten des ökonomischen Lebens einen ungemein mächtigen Einfluß gewinnen, ganz insbesondere durch den Bau der Eisenbahnen —"

„Und glauben Sie, daß die Herren geneigt wären, auf diese Ideen einzugehen?" fragte der Kaiser.

„Wenn sie ein Verständniß für ihren Vortheil und

für ihre Sache und ihre Prinzipien haben, so kann daran kein Zweifel bestehen," — erwiederte Klindworth, — „der Herzog von Modena, bei welchem Graf Langrand bereits den Gedanken angeregt, hatte denselben mit großem Verständniß ergriffen — Baron Beke, Eurer Majestät Reichsfinanzminister, hat die große Bedeutung der Sache ebenfalls vollkommen erfaßt, — besonders auch ihre Bedeutung für Oesterreich — denn wenn ein Theil der enormen Summen, von denen ich soeben die Ehre hatte, Eurer Kaiserlichen Majestät zu sprechen, in österreichische garantirte Eisenbahnobligationen verwandelt würde, so könnte auf diesem Wege ein ungewöhnlich rascher und nicht gewohnheitsmäßig kostspieliger Ausbau des österreichischen Eisenbahnnetzes erreicht werden, ohne daß man von der Börse abhängig wäre, — und der so mächtige Faktor des öffentlichen Verkehrslebens würde von hochkonservativem Einfluß abhängig gemacht. Eure Majestät erkennen leicht die ungeheure Bedeutung dieses Umstandes, — Eure Majestät wissen auch, daß die innere nationalökonomische Entwickelung und Erstarkung Oesterreichs von dem schnellen Ausbau seines Eisenbahnnetzes abhängt."

Abermals stand der Kaiser auf — lebhafte Bewegung auf seinen Zügen.

Der Staatsrath beobachtete mit scharfem Seitenblick den Eindruck seiner Worte.

„Doch nun, Majestät,“ sprach er, als der Kaiser schwieg, — „komme ich auf den Ausgangspunkt meines unterthänigsten Vortrags — nämlich die Aktionsfähigkeit Oesterreichs, — welche es vorzubereiten gilt im tiefsten Geheimniß und ohne Mitwirkung der Parlamente. — Wenn ein solches, das ganze finanzielle Leben übermächtig beherrschendes, auf solideste Geschäfte begründetes Institut dasteht, dessen Träger alle das höchste politische Interesse an der kräftigsten Aktion Oesterreichs' und an der Wiederherstellung von dessen Macht in Italien und in Deutschland haben, deren fürstlicher Diskretion das Geheimniß der Politik unbedenklich anvertraut werden kann, — dann, Majestät, wird, wenn der Augenblick des Handelns gekommen ist, der unerschöpfliche Kredit dieser Fürstenbank allein genügen, um ohne Mitwirkung der übrigen Finanzwelt, ohne Garantie der Stände in großartigster Weise alle nothwendigen Mittel zu beschaffen, und Oesterreich wird in plötzlichem und ungeahntem Aufschwung auf den Kampfplatz treten können, mehr als dreimal ausgerüstet mit Montecuculi's altem Kriegsmittel, — das heute noch tausendmal wichtiger und tausendmal nothwendiger ist, als zur Zeit jenes klugen Generals.

„Ich darf," fuhr er mit leiserer Stimme fort, — „nur noch beiläufig andeuten, daß auch die traurigen Verluste, welche der Fall des Grafen Langrand in der Taxis'schen Angelegenheit verursacht hat, sich leicht ersetzen lassen, — wenn Eure Majestät eine Betheiligung des Kronvermögens an der Bank befehlen würden."

„Welch' eine weite große Aussicht öffnen Sie meinem Blick!" rief der Kaiser, — „alle Hindernisse sind beseitigt — Oesterreich ist frei, zu handeln und in die Ereignisse einzugreifen, — der Gedanke ist vortrefflich, — vortrefflich nach allen Richtungen — lassen Sie mir das Memoire Langrand's hier."

Der Staatsrath Klindworth neigte demüthig das Haupt tief in den hohen Kragen seines Rockes und legte das Papier, welches er noch in der Hand hielt, vor den Kaiser auf den Tisch.

„Aber," sagte der Kaiser nach einer Pause, mehr zu sich selber als zu Herrn Klindworth sprechend, — „ziemt es den Fürsten, welche in ritterlichem Sinn den Völkern voranleuchten sollen, — sich auf den Gelderwerb zu legen, in Konkurrenz zu treten mit den Spekulanten der Börse?"

Er blickte in tiefem Sinnen vor sich nieder.

Der Staatsrath hatte den halblaut gesprochenen Worten des Kaisers mit lauerndem Blick zugehört. Als

der Kaiser schwieg, sagte er schnell und mit lauterer Stimme als gewöhnlich:

„Kaiserliche Majestät — der Fürsten Aufgabe ist es, vor Allem sich die Herrschaft zu erhalten, welche von Rechtswegen ihnen zusteht, und die Herrschaft können sie sich nur erhalten dadurch, daß sie sich die Mächte dienstbar machen, welche ihrerseits die Zeit beherrschen. Die erste dieser Mächte ist heute das Geld, und wenn die Fürsten sich die Geldherrschaft definitiv entschlüpfen lassen, so werden sie auch die Zukunft verlieren!"

„Sie haben Recht," sagte der Kaiser sich aufrichtend, — „warum sollen die fürstlichen Vermögen geringeren Werth haben und geringere Erträge liefern als andere, — warum sollen die Fürsten, welche doch angegriffen werden von der Strömung der Zeit, nicht die Mächte der Zeit benutzen, um sich zu vertheidigen!

„Ich danke Ihnen," fuhr er fort, „für Ihre Mittheilungen, — ich werde mit Beke ausführlich über die Sache sprechen, und was ich dazu thun kann, dieselbe zu fördern, soll gewiß geschehen."

„Eure Majestät," sagte Klindworth, „werden vielleicht die Gnade haben müssen, den Fürsten gegenüber, wo es nöthig sein sollte, Ihren Einfluß geltend zu machen, zuerst natürlich müßten dieselben auf anderem

Wege für die Sache interessirt werden, wozu ich gerne die Einleitungen treffen werde, — etwas schwierig wird das bei dem König von Hannover sein, dem ich mich nicht nähern kann, — ich bin dort persona ingrata noch vom König Ernst August her —"

„Ich weiß," sagte der Kaiser, — „doch das ließe sich ja vermitteln, — ich werde darüber nachdenken."

„Es wird nöthig sein," sprach der Staatsrath nach einer Pause, „im Interesse der Vorbereitung der Sache einige Reisen zu machen — vielleicht zum Herzog von Nassau, — ich muß Eurer Kaiserlichen Majestät gestehen, daß meine Fonds erschöpft sind, — und —"

Der Kaiser öffnete ein Schubfach seines Schreibtisches und reichte Herrn Klindworth zwei Rollen.

„Das wird die ersten Auslagen decken," sagte er, — „bleiben Sie vorläufig in Wien, — ich werde auch in anderer Richtung Ihrer bedürfen. Die Frage des Konkordats hat unsere Beziehungen zu Rom sehr embrouillirt — ich wünsche, daß Sie die Depeschen verfassen, welche von hier in dieser Sache geschrieben werden, — von Ihnen bin ich überzeugt, daß Sie die traditionelle Politik Oesterreichs mit den Forderungen der Zeit zu vereinen wissen werden, — im Geiste der großen Vergangenheit."

Klindworth ließ die Rollen in seine Rocktasche

fallen und verneigte sich tief, indem ein zufriedenes Lächeln um seine Lippen spielte.

„Haben Eure Kaiserliche Majestät sonst noch Befehle?“ fragte er.

„Ich danke Ihnen,“ sagte der Kaiser und neigte entlassend den Kopf.

Fast unhörbar verließ der Staatsrath das Zimmer.

„So ist nun denn wieder ein Weg geöffnet,“ sprach der Kaiser, als er allein war, — „um Oesterreich zurückzuführen auf die Höhe, von der es herabgestürzt — möchte er zum Ziele führen nach so vielem Unglück. Ich bin glücklich, — daß mir, wenn die Beobachtungen dieses scharfen Spürers aus Metternich's Schule richtig sind — die Allianz mit Frankreich erspart bleibt,“ — er blickte mit düsterem Ausdruck vor sich nieder.

„Die Allianz,“ sprach er dumpf, — „die nach meinem inneren Gefühl die wahre und richtige für Oesterreich war, — die Allianz von 1815 ist gebrochen, — durch Oesterreichs Schuld gebrochen, — und schwer hat Oesterreich dafür gebüßt, — niemals hätte Preußen von jener Allianz sich befreien, — niemals, so lange sie bestand, in Deutschland thun können, was es gethan.“

Er schellte.

„Man soll den Baron Beke rufen," befahl er dem Kammerdiener.

Dann setzte er sich vor seinen Tisch und begann noch einmal sorgfältig das Memoire des Grafen Langrand zu lesen, welcher in diesem Augenblick bereits auf der Flucht war, um sich aus dem Zusammensturz der Trümmer seiner Riesenunternehmungen zu retten.

Zwölftes Kapitel.

Auf einer waldumkränzten Anhöhe vor der Stadt Gmunden, hoch über dem See und dem Traunstein gegenüber, liegt eine einfache zweistöckige Villa in italienischem Styl, welche unter dem Namen Villa Thun bekannt ist, weil sie in früherer Zeit einem Grafen von Thun gehörte.

In dieser einfachen Villa mit einigen kleinen Nebengebäuden hatte der König Georg V. seine Sommerresidenz aufgeschlagen. Vor der Villa, deren äußerer Eingang sich in einer Giebelseite befand, dehnte sich ein größerer freier Platz aus, der rund umher scharf nach dem Bergabhang zu abfiel, — aus dem Mittelsalon, dessen Glasthüren geöffnet standen, führte eine breite Treppe auf diesen Platz hinab.

Mehrere Personen waren hier an einem freundlichen, hellen Frühlingsvormittage beschäftigt, das scheinbar so einfache und in seinen Kombinationen doch so

schwierige Croketspiel zu spielen. Die Haken waren in den Boden geschlagen und die Gesellschaft, — aus drei Herren und vier Damen bestehend, trieb mit den eleganten Hämmern die bunten Bälle mit all' dem Eifer vorwärts, den dieß Spiel bei den in die Feinheiten desselben Eingeweihten stets erregt.

Die Herren waren der Kronprinz Ernst August, dessen schlanke Gestalt fast zur Höhe seines Vaters emporgeschossen war, — der Rittmeister Volger von den früheren hannöverischen Gardehusaren, des Prinzen Adjutant, — ein großer schöner Mann mit außergewöhnlich langem, mit magyarischer Sorgfalt gepflegtem Schnurrbart, und der Hauptmann von Adelebsen, des Königs Ordonnanzoffizier, ein mittelgroßer Mann mit etwas leberkranker Gesichtsfarbe und einem stereotypen Lächeln auf den blassen und schmalen Lippen.

Der Prinz Ernst August trug einen grauen Anzug mit bis zum Knie heraufreichenden Stiefeln, seine ganze Haltung war seit der Katastrophe von 1866 männlicher und fester geworden, ohne jedoch ganz die durch seine Jugend und rasches Wachsthum bedingte Unsicherheit verloren zu haben. Sein frisches Gesicht trug die blühende Farbe der Gesundheit und seine glänzenden Augen blickten freundlich und heiter — seine ganze Erscheinung war sympathisch, ohne jedoch an die ritter=

liche Anmuth und königliche Würde seines Vaters zu erinnern.

Die Damen waren die Königin Marie, die Prinzessinnen Friederike und Marie und die Hofdame Fräulein von Wangenheim.

Die Königin war trotz ihrer fast weißen Haare anmuthig und jugendlich in ihrer Haltung und ihren Bewegungen, — die Prinzessinnen erschienen in ihrer einfachen Sommertoilette noch frischer und sympathischer als sonst, — Fräulein von Wangenheim war eine angenehme und elegante Erscheinung mit feinem, geistreichem, aber etwas kränklichem Gesicht. Die Staatsdame Gräfin Wedel, — eine ältere Dame von vornehmem, würdigem Aeußeren, Herzensgüte und Sanftmuth auf den regelmäßigen Zügen, saß mit einer Stickerei beschäftigt in der Nähe des Hauses und sah dem Spiel zu.

Soeben hatte der Kronprinz mit einem starken und geschickten Schlage seinen Ball weit voran durch zwei der gekrümmten Haken geschleudert, — derselbe kam im langsamen Auslaufen neben den Ball der Prinzessin Friederike zu liegen.

Rasch sprang diese heran, — setzte den Fuß auf ihren Ball und trieb mit einem kräftigen Schlage ihres

Hammers den Ball des Prinzen weit hinaus, so daß er schnell dahinfliegend den Abhang hinunterstürzte.

„Du bist für's Erste unschädlich gemacht, lieber Ernst,“ — rief die Prinzessin lachend, — „wir ergeben uns nicht so ohne weiteres!“

Der Rittmeister Volger wollte auf dem Wege, der um das Haus führte, hinunter eilen, um den Ball zu holen, — aber rasch war der Prinz den steilen Abhang hinuntergeklettert und nach wenigen Minuten kam er auf demselben Weg zurück, den Ball in der Hand — ein wenig mit Erde und Staub befleckt und ein wenig von dem Gestrüpp an den Händen zerkratzt.

„Wie unvorsichtig!“ rief die Königin.

„Ein guter Jäger darf vor keinem Wege zurückschrecken,“ sagte der Prinz lachend und stellte seinen Ball an der Grenze des Abhanges wieder auf.

„Es ist merkwürdig,“ sagte die Königin, indem sie ihren Ball, sorgfältig mit dem Auge die Entfernung messend, vorwärts trieb, — es ist merkwürdig, wie dieß einfache Croketspiel in Eifer versetzt, und wie es so tausend Wege ersinnen läßt, um den Gegnern einen boshaften Streich zu spielen —“

„Es ist wie die Politik,“ bemerkte Fräulein von Wangenheim lächelnd, — „der Kampf erhitzt und macht persönliche Freunde zu erbitterten Gegnern —“

„Ja," sagte die Königin seufzend, — „doch führt der politische Kampf leider zu anderen Resultaten, als zu den harmlosen Siegen, die hier auf dem Croket ground zu erfechten sind —"

„Sieg ist Sieg," rief die Prinzessin Friederike mit leuchtenden Augen, indem sie ihren Ball dem letzten Haken entgegenrollte, — „und der Kampf, — die Anspannung der Kraft erfrischt den Geist — gleichviel ob es ein Spiel oder den hohen Ernst des Lebens gilt, — freilich ist das ernste Kampfspiel schöner, denn es gilt höheren Einsatz —"

„Und raubt die Ruhe und das Glück," sagte die Königin ernst, — „wohl Denen, die niemals mit der Politik und ihren Kämpfen zu thun haben. Wahrlich," fuhr sie fort, — „wäre es nicht um das tausendjährige Recht des Hauses meines Gemahls, — um das Recht meiner Kinder, — ich könnte glücklich sein, hier zu leben in der stillen ländlichen Ruhe, in der friedlichen Einfachheit, die dem Herzen und dem Gemüth tausendmal mehr bietet, als der sorgenvolle Glanz des Thrones —"

„Der aber Herrschaft und Macht gibt," rief die Prinzessin Friederike, — „Macht, Gutes zu thun — und das Böse zu bekämpfen —"

„Ich bin heraus," rief der Kronprinz jubelnd, seinen Ball durch den letzten Haken treibend.

„Das Spiel ist aus," sagte der Hauptmann von Adelebsen, — „Eurer Königlichen Hoheit Partei hat verloren," fügte er hinzu, sich gegen die Prinzessin Friederike verneigend.

„Ich muß mich trösten," antwortete die Prinzessin lächelnd, und leise sprach sie halb für sich: — „Gott gebe, daß wir das große Spiel gewinnen."

„Lassen Sie uns ein wenig durch den Wald gehen, Volger," sagte der Kronprinz; der Königin die Hand küssend, verabschiedete er sich und verließ mit seinem Adjutanten den Platz.

„Der König ist noch nicht ausgegangen?" fragte die Königin, nach dem Hause hinblickend.

„Seine Majestät arbeitet mit dem Geheimen Kabinetsrath," erwiederte der Hauptmann von Adelebsen.

„Der König sollte mehr an die Luft gehen," sagte die Königin, — „er sitzt zu viel im Zimmer," — schnell die Treppe hinaufsteigend, trat sie in den einfach möblirten Mittelsalon, der zugleich als Speisezimmer diente, und öffnete die Thür des daranstoßenden Wohnzimmers des Königs, welches in gleicher äußerster Einfachheit ausgestattet war.

Georg V. in dunklem Civilanzug saß auf einem Sopha vor einem großen Tisch, — neben ihm auf einem Lehnstuhl der Geheime Kabinetsrath Dr. Lex,

— die kleine Figur in sich zusammengebückt, beschäftigt, nach des Königs Diktat zu schreiben.

„Die Luft ist so schön draußen, Männchen," rief die Königin rasch eintretend, — „laß das Arbeiten, — es ist ja," fuhr sie mit schmerzlichem Lächeln fort, „wenigstens ein Vorzug der Verbannung, daß Du jetzt keine drängenden Regierungssorgen hast und mehr uns und Deiner Gesundheit leben kannst."

Der König hatte sich beim Klange der Stimme seiner Gemahlin erhoben und streckte ihr die Hand entgegen.

„Der Kampf für mein Recht," sagte er ernst, „legt mir eben so viel Sorge und Arbeit auf, als früher die Regierung meines Landes, — und vielleicht sind diese Pflichten noch heiliger und unabweislicher, — ich bin eben beschäftigt," fuhr er fort, indem er sich wieder niedersetzte und die Königin neben sich auf den Sopha zog, — „an den Herzog von Cambridge zu schreiben, um in unsern Vermögensangelegenheiten ein Zusammenwirken der Agnaten zu erreichen —"

„Kann denn das Schwierigkeiten machen?" fragte die Königin, — „der Herzog ist ja sonst so verwandtschaftlich gesinnt, — ebenso wie der Herzog von Braunschweig, — und sie haben doch auch das eigene Interesse, der beabsichtigten Konfiskation entgegenzutreten."

„Majestät halten zu Gnaden," fiel der Kabinetsrath mit seiner scharfen Stimme ein, — „es handelt sich nicht um eine Konfiskation des königlichen Vermögens, sondern nur um eine Sequestration, — um eine Verwaltung für den Besitzer —"

„Mein lieber Lex," sagte die Königin lächelnd, — „ich verstehe nichts von Ihren lateinischen juristischen Ausdrücken, — was ich verstehe, das ist, daß man uns unser Vermögen fortnehmen will, — ob Sie das nun Konfiskation oder Sequestration nennen, — wir haben jedenfalls nichts davon, — doch," sprach sie wieder in erregtem Ton, — „Du schreibst an Cambridge?"

„Mein guter Vetter," sagte der König, — „hat eine sehr praktische Auffassung, — er sieht die preußische Herrschaft in Hannover als definitiv und unabänderlich konstituirt an und will, daß wir die preußischen Bedingungen der Vermögensverwaltung durch eine Kommission, in welcher ich ein, die Agnaten ein und Preußen ein Mitglied ernennen, annehmen sollen."

Die Königin seufzte.

„Ein preußischer Kommissar zur Verwaltung unseres Vermögens!" sagte sie, — „doch vielleicht ist die erste Sorge, daß der Besitz überhaupt erhalten werde —"

„Ein Besitz, über den ich nicht nach meinem königlichen Recht verfügen kann, — ist eine Erniedrigung,

die ich niemals acceptire, — lieber mag man mein Vermögen mir ganz nehmen!"

Der Kronprinz öffnete die Thüre und trat rasch ein.

„Als ich eben mit Volger den Berg hinabstieg, Papa," sagte er, „begegnete mir Graf Platen, der soeben angekommen ist."

„Ah!" rief der König, — „was bringt er — ist der Graf da? — ich bitte ihn, sogleich zu kommen."

Der Kronprinz öffnete die Thüre, Graf Platen im einfachen Morgenanzug trat ein und begrüßte ehrfurchtsvoll die königlichen Herrschaften.

„Guten Morgen, lieber Graf," rief der König, ihm die Hand reichend, die der Graf an die Lippen führte, — „was bringen Sie Gutes?"

„Gutes wenig, Majestät," erwiederte Graf Platen achselzuckend, — „die Sequestration des Vermögens ist zum Gesetz erhoben."

„Zum Gesetz?" fragte der König, „hat man dafür ein besonderes Gesetz erlassen?"

„Man mußte es," erwiederte Graf Platen, „da kein bestehendes preußisches Gesetz auf diesen Fall paßte."

„Das glaube ich!" rief der König achselzuckend.

„Die Sache wird dadurch unangenehmer," sagte Graf Platen, — „weil nun zur späteren Freigebung des Vermögens abermals ein mit den Kammern zu

vereinbarendes Gesetz nöthig sein wird, und dadurch wird jede Transaktion mit der Krone Preußen und mit Seiner Majestät dem Könige Wilhelm ausgeschlossen."

„Je klarer die Situation ist, um so lieber ist es mir," sagte der König in festem Ton.

„Doch, Majestät," fuhr Graf Platen fort, — „es wird nothwendig sein, sogleich einen Protest gegen die Sequestration zu erlassen."

„Gewiß," rief der König, — „und zwar in der bestimmtesten und energischsten Form!" — womit motivirt man denn das vortreffliche Gesetz?" fragte er.

„Man führt an," — sagte Graf Platen, — „daß Eure Majestät feindliche Handlungen gegen Preußen vornehmen und daß dazu der preußische Staat die Mittel nicht liefern könne, — insbesondere spricht man von der Emigration in Frankreich."

„Das unglückliche Telegramm an Hartwig," rief der König.

„Ich bin nun der Ansicht," fuhr Graf Platen schnell fort, „daß jede feindliche Handlung Eurer Majestät gegen Preußen bestritten werden muß, — ganz insbesondere ist meiner Meinung nach hervorzuheben, daß die Emigration in Frankreich keinen militärischen Charakter habe und daß sie in keinem Zusammenhange mit Eurer Majestät stehe. Was die Form betrifft, so

möchte ich kein öffentliches Manifest anrathen, sondern vielmehr ein Schreiben an die vier Großmächte und die Souveräne Deutschlands, in welchem Eure Majestät mittheilen, daß Allerhöchstihre Vertreter protestirt haben und zugleich diesen Protest motiviren."

„Hat denn Herr von Malortie protestirt?" fragte der König lächelnd."

„Er hat angezeigt," erwiederte Graf Platen, „daß er bei der Uebergabe der in seinen Händen befindlichen Vermögensobjekte protestirt habe —"

„Aber er hat Alles ausgeliefert?" fragte der König.

„Er hatte die Verfügung, die Sachen hieher zu senden, zu spät bekommen," sagte Graf Platen ein wenig verlegen.

„Zu spät!" flüsterte der König, den Kopf neigend, vor sich hin.

„Haben Sie einen Entwurf des Protestes mitgebracht?" fragte er dann.

„Zu Befehl, Majestät," erwiederte Graf Platen, — „ich habe den Entwurf Herrn von Malortie zugesendet, und obgleich ihm völliges Stillschweigen lieber wäre, so ist er doch damit einverstanden."

„So haben Sie die Güte, ihn vorzutragen," sagte Georg V., — „die Königin und der Kronprinz werden

ihn mit anhören, — sie sind ja auf das Höchste dabei interessirt."

Die Königin setzte sich wieder auf den Sopha neben ihren Gemahl, der Kronprinz und Graf Platen nahmen gegenüber Platz.

Der Graf zog ein Papier aus der Tasche seines Rockes und las den Entwurf vor, welcher in einer ruhigen und gemessenen Sprache die Gesichtspunkte ausführte, die er vorher hervorgehoben hatte.

Der König hörte in aufmerksamem Schweigen zu.

„Ich muß Ihnen aufrichtig sagen, mein lieber Graf," sprach er, als der Minister seinen Vortrag beendet, — „daß mir dieser Entwurf nicht besonders gefällt; er kommt mir mehr advokatorisch als königlich vor, — es ist die Sprache eines Angeklagten, der sich vor seinem Richter vertheidigt, und ich erkenne keine Autorität in Preußen als Richter über meine Handlungen an. — Außerdem," sagte er nach einem augenblicklichen Schweigen, — „ist doch die Ausführung eigentlich nicht wahr, — denn ich will für mein Recht kämpfen, — und die Emigration —"

„Majestät," sagte Graf Platen, — „gerade weil Allerhöchstdieselben kämpfen wollen, würde es nicht richtig sein, das Spiel dem Gegner gegenüber aufzudecken, — und außerdem würde eine zu bestimmte

Betonung des feindlichen Standpunktes Eurer Majestät den von Preußen angeführten Gründen gewissermaßen Recht geben und auf die europäischen Höfe einen weniger günstigen Eindruck machen, — auch jede Transaktion ausschließen —"

„Transaktion?" rief der König, — „welche Transaktion könnte denn überhaupt noch stattfinden? — nach meinem Gefühl würde ich lieber ganz einfach sagen: der Vertrag, den ich im September vorigen Jahres geschlossen, bezieht sich ganz ausdrücklich nur auf die Vermögensverhältnisse und schließt jede politische Abmachung aus, — was ich also politisch thun oder lassen könnte, darf niemals dem andern Kontrahenten das Recht geben, die Erfüllung des Vertrages zu sistiren oder mit Schwierigkeiten zu umgeben. Das scheint mir juristisch präziser, — und — ich wiederhole es, — es wäre wahrer und würdiger."

„Ich glaube indeß," sagte Graf Platen, „daß es vorsichtiger ist, jede feindliche Thätigkeit Eurer Majestät überhaupt in Abrede zu stellen, — ich betone noch einmal," fügte er hinzu, „die Rücksicht auf die fremden Höfe —"

„Was meinst Du dazu?" fragte der König, sich zu seiner Gemahlin wendend.

„Ich meine, Graf Platen hat Recht," sagte die

Königin ein wenig zögernd, — „die Vorsicht kann niemals schaden —“

„Und Du, Ernst?“ fragte der König.

Der Kronprinz biß auf die Nägel seiner rechten Hand und sagte:

„Ich glaube auch, Graf Platen hat Recht, — wozu sollen wir sagen, was wir thun oder thun wollen? — sie sollen es beweisen, — schon wegen der verschiedenen Hochverrathsprozesse sollten wir alle feindlichen Handlungen gegen Preußen in Abrede nehmen —“

Graf Platen biß sich auf die Lippen.

„Denken Eure Majestät,“ rief er schnell, „daß man gegen mich jetzt auch einen Hochverrathsprozeß eingeleitet hat!“

Der König lächelte.

„Da bin ich ja bald von lauter Zuchthäuslern umgeben,“ sagte er, — „doch,“ fuhr er fort, — „was denken Sie zu thun? — die ganze Sache zu ignoriren —“

„Ich dachte, durch meinen Advokaten die Vorladung beantworten zu lassen,“ sagte Graf Platen etwas zögernd, — „ich habe mir von Zachariä in Göttingen ein Gutachten erbeten, ob man in Berlin ein Recht habe, mich als preußischen Unterthanen zu betrachten, — da ich doch bei der Annexion nicht in Hannover war, —

in diesem Sinne dachte ich die Kompetenz des Forums zurückzuweisen —"

„Nun," rief der König, „wenn Sie sich auf Erörterungen einlassen wollen, so kann ich Sie daran nicht hindern, — helfen wird es Ihnen nichts, — was sagen Sie, lieber Lex," sprach er abbrechend, „zu dem Entwurf des Grafen Platen?"

„Eure Majestät wissen," erwiederte der kleine Kabinetsrath, „daß ich immer für Vorsicht und moyens termes bin."

„Nun so mag denn der Protest so erlassen werden," sagte Georg V., — „aber," fügte er halb zu sich selber sprechend hinzu, „eigentlich gefällt es mir nicht, eine gerade und wahre Erklärung wäre mir lieber —"

Die Königin stand auf. Der König und alle Anwesenden erhoben sich ebenfalls.

„Wir müssen uns also recht einschränken," sagte sie lächelnd, — „nun, — ich verspreche, eine recht sparsame Hausfrau zu sein." Sie reichte dem Könige die Stirn zum Kuß und verließ, sich gegen den Grafen Platen leicht verneigend, das Zimmer.

„Düring schreitet mit seinen Vorbereitungen rasch vor," sagte der König, als die Thüre sich hinter Ihrer Majestät geschlossen hatte, — „und das ist mir sehr erfreulich, denn es scheint, daß eine ernste Katastrophe

sich vorbereitet, — Sie haben die Berichte aus Paris gelesen, der Krieg scheint nahe bevorstehend —"

Graf Platen schmiegte sich zusammen und sagte mit einem schnellen Blick auf den Kronprinzen:

„Ich fürchte, Majestät, daß der Regierungsrath Meding sich einer Täuschung hingibt, — er scheint mir seine Eindrücke zu ausschließlich von der Kriegspartei in Paris zu entnehmen, — Herr von Beust versichert mich, daß an eine Aktion gar nicht zu denken sei, — Napoleon hat keine Allianzen —"

„Aber Meding schreibt," sagte der König, — „daß" — er brach schnell ab.

„— Daß," sagte er nach einer augenblicklichen Pause, „die kriegerischen Vorbereitungen in sehr bedeutendem Umfange getroffen würden, — daß die Festungen verproviantirt und sogar die Kriegskassen nach denselben abgeführt würden —"

„Von alledem bis zur wirklichen Aktion ist noch ein weiter Weg," sagte Graf Platen, „und der Kaiser Napoleon wird noch lange nachdenken, bevor er diesen Weg geht. — Uebrigens," fuhr er nach einem augenblicklichen Zögern fort, „wollte ich mir erlauben, Eurer Majestät einen Vorschlag zu machen, um nähere Renseignements über die Vorgänge in Paris, die doch für Eure Majestät von der höchsten Wichtigkeit sind, zu vervoll-

ständigen und zu ergänzen. Der Regierungsrath Meding steht, wie ich schon zu bemerken die Ehre hatte, zu sehr in den eigentlich kaiserlichen bonapartistischen Kreisen, — es wäre doch gut, auch von anderer Seite unterrichtet zu werden —"

„Nun?" fragte der König.

„Der Graf Breda," fuhr der Minister fort, — „hat sich bereit erklärt, nach Paris zu gehen, — er hat große Verbindungen dort und war früher in der französischen Diplomatie —"

„Graf Breda?" fragte der König, — „der in Feldkirch lebt, — und im vorigen Jahre bei der Ausarbeitung der Broschüre benutzt wurde, die — ich habe ihn gesprochen, — er schien mir nicht bedeutend."

„Ich glaube, daß er scharf beobachten wird, — und er kennt das Terrain," sagte Graf Platen.

„Und dann wird er nicht viel kosten," bemerkte der Kronprinz, — „er will es sehr wohlfeil machen — wie er Klopp gesagt hat —"

„Nun, so schicken Sie ihn hin," sagte der König, — man muß Meding avertiren —"

„Der Graf Breda legt großen Werth darauf, ganz unbemerkt und still zu wirken, und mit den offiziellen hannöverischen Kreisen in keine Berührung zu kommen," sagte Graf Platen schnell.

„Das ist eigentlich nicht in der Ordnung," sprach der König, — „jedenfalls soll er dann sehr vorsichtig sein, damit keine Kollisionen entstehen, — denn Meding würde das übel nehmen, — und er würde Recht haben, — wir sprechen noch darüber."

Ein Schlag ertönte an der Thür.

Der Kammerdiener trat auf den Ruf des Königs eilig ein und meldete:

„Seine Königliche Hoheit der Graf von Chambord ist soeben vorgefahren."

Rasch stand der König auf, nahm den Arm des Kronprinzen und schritt durch den Salon nach dem Eingangsvestibule, das mit reichen Hirschgeweihen und Rehkronen geschmückt war.

Der letzte Träger der königlichen Legitimität von Frankreich war soeben dort eingetreten, geführt von dem Hofmarschall Grafen Wedel. Der Graf von Chambord, damals achtundvierzig Jahre alt, trug schwarzen Civilanzug ohne Dekoration, — seine Gestalt war hoch und voll, fast etwas schwerfällig, seine Haltung ruhig, phlegmatisch, aber edel und würdig, seine Bewegungen langsam, aber vornehm anmuthig. Seine Gesichtszüge trugen den unverkennbaren Stempel der bourbonischen Race, — voll und stark, erinnerten sie in ihrer fast gleichgültigen Ruhe ein wenig an Ludwig den Sechzehnten,

trotzdem aber lag in dem freundlich wohlwollenden Blick etwas von jener Hoheit und Majestät, mit welcher seit Ludwig dem Vierzehnten dieß Geschlecht des blauen Blutes auf die Welt zu ihren Füßen herabzusehen gewohnt war.

Der Prinz trat mit einem leichten Nachziehen des Fußes rasch dem Könige entgegen und ergriff dessen dargebotene Hand.

Der Kronprinz blieb zur Seite stehen.

„Als Bewohner der Gegend auf meinem kleinen Bergschlosse," sagte der Graf von Chambord, „habe ich nicht versäumen wollen, Eurer Majestät meinen Respekt zu bezeugen —"

Und mit leichter Verbeugung reichte der Graf dem Prinzen Ernst August die Hand.

„Ich freue mich unendlich, Eure Königliche Hoheit hier zu begrüßen," sagte der König, ergriff den Arm des Prinzen und schritt mit ihm unter Vortritt des Kronprinzen nach seinem Zimmer.

„Du erlaubst, Papa," sagte der Kronprinz, „daß ich mich bei Seiner Königlichen Hoheit beurlaube, um meine etwas zu ländliche Toilette zu verbessern —"

Der König nickte mit dem Kopf und mit tiefer Verbeugung gegen den Grafen Chambord verließ der Kronprinz das Zimmer.

Der Graf hatte den König zu seinem Sopha geführt und setzte sich in einen Lehnstuhl zu seiner Seite.

„Es liegt viel zwischen heute und der Zeit, da ich die Ehre hatte, Sie in Hannover zu begrüßen, Monseigneur, sagte der König seufzend.

„Das Schicksal, Sire," erwiederte der Graf von Chambord mit ernstem Tone, „hat zu allen großen Eigenschaften Eurer Majestät noch die Größe eines würdig und königlich ertragenen Unglücks hinzugefügt."

„Ich hätte damals kaum geglaubt," sprach der König weiter, „daß mir so bald Gelegenheit werden würde, das edle Beispiel Eurer Königlichen Hoheit nachzuahmen —"

„Sire," — erwiederte der Graf, — „der größte Trost im Unglück, — und diesen Trost haben Eure Majestät wie ich, — ist der, keine Schuld an dem Unglück zu haben, — und keine Niedrigkeit begangen zu haben, um es zu vermeiden. — Eure Majestät," fuhr er seufzend fort, — „sind immer noch glücklicher als ich, — denn Ihr Volk hängt an Ihnen in fester Treue, — während Frankreich den Enkel seiner großen Könige vergessen hat!" —

Der König schwieg.

„Wäre ich König von Frankreich gewesen," sprach der Graf weiter, „so wäre diese Umwälzung der Rechts-

zustände in Deutschland nicht vollzogen, so lange der Degen Frankreichs noch im Sonnenlicht geblitzt hätte, — doch," — fuhr er seufzend fort, — „ich habe Nichts als gute Wünsche."

„Glauben Eure Königliche Hoheit," fragte der König, — „daß Frankreich, — auch das heutige Frankreich auf die Dauer ruhig zusehen könne, wie in Deutschland das alte Gleichgewicht und Vertragsrecht zerstört wird? — ich bin überzeugt, daß Frankreich früher oder später mit dieser neuen Uebermacht Preußens in Europa in Konflikt gerathen muß, und daß dann die Gelegenheit auch für mich kommen werde, für mein Recht von Neuem die Waffen zu erheben!"

Der Graf von Chambord schüttelte den Kopf.

„Ich verstehe das heutige Frankreich nicht," sagte er langsam und ruhig, — „ich habe die Revolution verstanden, es war der Fieberwahnsinn eines kranken Volkes, — ich habe das erste Kaiserreich verstanden, — es war der Rausch des Ruhms und der überströmenden Kraft, — ich habe selbst das Julikönigthum verstanden, — es war die Angst des furchtsamen Kleinbürgers für sein Haus und seinen Geldkasten, — aber dieß zweite Kaiserreich verstehe ich nicht, — sein Ruhm ist falsch, — seine Größe hohl, — weder die Aristokratie, noch die

Bourgeosie, noch die Demokratie findet darin ihren Platz — es ist der marasmus senilis."

Der König neigte schweigend den Kopf.

„Und doch, Monseigneur," sagte er, „kann ich es nicht leugnen, daß Napoleon eine außergewöhnliche, sympathische und anziehende Persönlichkeit ist, — er hat viel Geist und dabei wirklich fürstliche Instinkte."

„Ich habe ihn lange beobachtet," erwiederte der Graf von Chambord, — „denn ich verfolge die Geschicke Frankreichs mit der sorgfältigsten Aufmerksamkeit, — er ist für mich stets ein Räthsel geblieben. — Eure Majestät haben Recht, — er hat die Neigungen eines legitimen Herrschers, — er möchte Ludwig den Vierzehnten fortsetzen, — aber die Quelle seines Ursprungs vergiftet seine Existenz — er bewegt sich fortwährend in unlösbaren Widersprüchen."

„Und doch hat er Eines mit Eurer Königlichen Hoheit gemein," sagte der König lächelnd, — „das ist der tiefe Widerwillen gegen den Orleanismus —"

„Weil," fiel der Graf von Chambord mit mehr Lebhaftigkeit als gewöhnlich ein, — „der Orleanismus mit der Demokratie, — welche doch die Quelle des Kaiserthums ist, — sich ebensowenig vereinigen läßt, als mit der legitimen Monarchie. — Ich höre," fuhr er fort, „so sehr viel Gutes von den Prinzen von

Orleans, — der Graf von Paris soll ein vortrefflicher junger Mann sein, — aber diese Armen befinden sich in einer unendlich falschen Stellung, — die Verbrechen ihrer Vorfahren, an denen sie persönlich keine Schuld tragen, sind der Fluch des Hauses Bourbon; — mir hat," sagte er seufzend, — „der Himmel die Erben versagt, — wenn die Prinzen von Orleans, meine natürlichen Nachfolger, das alte legitime Erbrecht des Hauses von Frankreich anerkennen wollten, — wir würden eine starke Macht bilden, — so, leider, ist das Blut Heinrich des Vierten getheilt in unvereinbarer Trennung und Frankreich scheint für immer den Schwankungen der Regierungen des Zufalls anheimfallen zu sollen."

Der König senkte den Kopf, wie den Gedanken seines Innern folgend.

„Es wird Eurer Königlichen Hoheit gewiß interessant sein," sagte er dann, „von einem Versuche zu hören, der vor drei Jahren gemacht wurde, — um das zweite Kaiserreich mit der Legitimität zu versöhnen —"

Der Graf Chambord blickte erstaunt auf.

„In der That," — sagte er, — „ein ganz außergewöhnlicher Gedanke."

„Eure Königliche Hoheit erinnern sich vielleicht," sprach der König weiter, „daß ich Ihnen, als Sie mir

die Ehre Ihres Besuches in Hannover erzeigten, einen gewissen Blache de Montbrun vorstellte, der französischer Lehrer des Kronprinzen war, und sich sehr offen als strenger Legitimist bekannte."

„Gewiß, Sire," erwiederte der Prinz, — „es thut mir stets wohl, Franzosen zu begegnen, welche die Traditionen der legitimen ruhmvollen Monarchie festhalten —"

„Nun," fuhr der König fort, — „dieser Blache, welcher durch den Grafen Walewski früher empfohlen war, brachte mir eines Tages ein Programm, das ihm nach seinen Andeutungen durch Walewski zugegangen sein sollte."

„Und dieß Programm?" fragte der Prinz mit Spannung.

„Enthielt die Grundlage eines Vertrages zwischen Eurer Königlichen Hoheit und Napoleon."

Der Graf von Chambord zuckte die Achseln.

„Es war zur Zeit," fuhr der König seinen Erinnerungen folgend fort, — „als König Franz in Gaëta eingeschlossen war und der Admiral Barbier de Tinan mit der französischen Flotte vor der Festung lag. — Das Programm sagte nun Folgendes: Eure Königliche Hoheit sollten, da das Haus Orleans durch eine doppelte nicht gesühnte Felonie seine Rechte verwirkt, den Kaiser

Napoleon zwar nicht als successeur légitime, — doch aber als continuateur reconnu Ihrer Dynastie anerkennen, und dieß allen französischen Legitimisten in einem Manifest anzeigen."

„Ein sehr feiner Unterschied," sagte der Graf lächelnd, — „continuateur reconnu —"

„Dagegen," fuhr der König fort, — „würde der Kaiser Ihnen den Titel Majesté royale und jede von Ihnen zu wählende Residenz in Frankreich zugestehen, — auch alle Domänen Ihres Hauses restituiren. Vor Allem aber wolle er sich verpflichten, den bourbonischen Thron in Neapel zu halten — und wenn Eure Königliche Hoheit es verlangen, auch den Herzogsstuhl von Parma wieder herstellen."

„Und das Programm war unterzeichnet?" fragte der Prinz.

„Nein," sagte der König, — „doch frappirte es mich in hohem Grade, weil es genau und in einzelnen Stellen fast in wörtlichen Ausdrücken mit den Ideen übereinstimmte, welche Napoleon mir persönlich entwickelt hatte, als ich in Baden-Baden mit ihm zusammentraf. — Ich kann nicht leugnen," fuhr der König nach einem kurzen Schweigen fort, während der Graf Chambord in tiefem Sinnen vor sich niederblickte, — „daß mich die Gedanken des Programms lebhaft ergriffen, — um so

mehr, als nach einiger Zeit Blache mir einen Brief des Grafen Damremont zeigte, der früher bei mir von Napoleon akkreditirt war, — worin dieser damals in Disponibilität befindliche Diplomat sich bereit erklärte, auf Grund des Programms zu unterhandeln. Nach näherer Ueberlegung jedoch gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß ich weder politisch noch persönlich der Vermittler zwischen Eurer Königlichen Hoheit und Napoleon sein könne, — und ließ die Sache fallen. Merkwürdig aber war, daß jedesmal, wenn die Frage an mich herantrat, der Admiral Barbier de Tinan sich vor Gaëta legte und die Annäherung der sardinischen Flotte verhinderte, — und erst nachdem ich mich von der Negoziation ganz zurückgezogen hatte, segelte er ab und überließ den König Franz seinem Schicksal."

Der Graf von Chambord hatte in tiefem Ernst zugehört.

„Fast muß ich Eurer Majestät danken," sagte er, als der König geendet, — „daß Sie mir keine Mittheilung von der ganzen Angelegenheit gemacht haben, — ich wäre in einen schweren Zwiespalt und inneren Kampf gekommen. Einem Zweige meines Hauses sein Recht und seinen Thron zu erhalten, wäre eine schwere Versuchung für mich gewesen, — um so mehr, als die Anerkennung Napoleon's als continuateur • reconnu

nicht gegen das legitime Prinzip gewesen wäre und eigentlich," sagte er mit traurigem Lächeln, „kaum etwas wesentlich Greifbares aufgegeben hätte. — Die Aussichten der Wiederherstellung des Königthums in Frankreich sind ja für die Gegenwart und die berechenbare Zukunft vollständig Null, — und lange zu warten habe ich keine Zeit, — mein Leben neigt sich zum Abend — meine Dynastie schließt mit mir ab, — die Orleans können niemals meine rechtmäßigen Nachfolger sein —"

„Man hat so oft von der Fusion gesprochen," sagte der König.

„Fusion!" rief der Prinz, — „was will dieß Wort sagen? — Es gibt nur eine Fusion," sprach er mit tiefster Stimme, — „das ist die Anerkennung meines Rechtes durch die Prinzen von Orleans, — legitime Rechte auf den französischen Thron können sie nur als *meine* Nachfolger haben, — Verträge und Kompromisse mit ihnen schließen kann ich nicht! — Zu jener Unterwerfung hat man sich aber bis jetzt nicht bereit erklärt, — und ich gebe gern zu, daß das schwer ist für die Erben Egalité's und Louis Philipp's.

„Mit mir also schließt die direkte Linie meines Hauses ab," sagte er wehmüthig, „und ich hätte ohne persönliches Opfer die Bourbons in Neapel retten können,

— vielleicht hätte man dieß dort für meine Pflicht erklärt, — und doch," rief er lebhafter, — „doch hätte ich es nicht thun können, — nach meinem Gewissen nicht thun dürfen.

„Mein königliches Recht," sprach er weiter, „ist ein heiliges Vermächtniß meiner Vorfahren, — ich habe keinen persönlichen Ehrgeiz, — keine Herrschsucht, — ich werde niemals — niemals etwas thun, was mein Vaterland Frankreich in Unruhe und Verwirrung stürzen kann, — ich würde niemals anders dorthin zurückkehren, als wenn die Nation mich ruft auf den Platz, der mir vor Gott und der Geschichte gebührt, — aber auch ebensowenig werde ich jemals mein Recht aufgeben.

„Und," fuhr er fort, immer mehr vom Zuge seiner Gedanken zu lebhafter Mittheilung fortgerissen, während der König Georg vorgebeugt mit dem Ausdruck hohen Interesses seinen Worten lauschte, — „trotz der Macht des Kaiserreichs, — trotz der Unwahrscheinlichkeit, welche die Grenzen der Unmöglichkeit streift, — trotz alldem liegt es in mir wie eine Ahnung, — wie eine inspirirte Zuversicht, daß doch noch einst das Recht meines Hauses siegreich zur Geltung kommen und der Thron des heiligen Ludwig in Frankreich wieder aufgerichtet werden wird. Die Entwicklung der französischen Zustände ist nicht abgeschlossen, — das Kaiserreich ist für

mich ein glänzendes Provisorium, welches in sich die heterogensten Prinzipien vereinigt, die auf die Dauer nicht ohne Bruch und Konflikt nebeneinander bestehen können, — es hat keine Wurzeln im Volke trotz des suffrage universel — und beruht auf dem persönlichen Prestige dieses merkwürdigen, geheimnißvollen Mannes, — eine endliche wirkliche Beruhigung wird das französische Volk nur finden können, wenn die alte legitime Monarchie wieder ersteht, und mit ihr die großen Gedanken, welche Ludwig XVI. bei dem Beginn der seinen Händen entschlüpfenden Staatsbewegung zu verwirklichen strebte. — „O," rief er, „wenn ich je berufen würde, den Thron meiner Väter zu besteigen, so werde ich wahrlich vielleicht ein reicheres Maß von Freiheit dem Volke entgegenbringen, als es jemals unter dem demokratischen Cäsarenthum erhalten kann. — Nur meine Fahne, das heilige Vermächtniß der großen Vergangenheit, kann ich nicht aufgeben, — die Fahne Franz I. und Heinrich IV. kann keinen Gegenstand der Transaktion bilden, — und in ihre Falten gehüllt, will ich als der Letzte meines Hauses in's Grab steigen!"

König Georg beugte sich zu dem Prinzen hinüber und reichte ihm die Hand.

„Hier," sagte er mit bewegter Stimme, — „hier im Exil, in der Einsamkeit des Waldes — leben in

den Herzen zweier Fürsten die wahren Prinzipien der Monarchie, — während auf den Thronen Europas Fürstenwürde und Fürstenrecht so oft zum Gespött der Gegner wird, — schwach oder gar nicht vertheidigt von den Trägern der Kronen! — wohin soll das endlich führen?"

„Vielleicht zu einer heilsamen Krisis und Regeneration," — antwortete der Graf Chambord, — „vielleicht zum Chaos, — der Einzelne kann nicht mehr thun, als streng seine Pflicht erfüllen, wie er sie in seinem Gewissen erkennt."

Ein augenblickliches Stillschweigen trat ein.

„Haben Eure Majestät," fragte der Graf von Chambord, „von dem großen Plan einer Bank sprechen hören, welche durch die Vereinigung einer großen Anzahl fürstlicher Vermögen gebildet werden soll? — der Herzog von Modena hat mir davon gesagt, — es ist ein alter Plan Langrand's, welcher dadurch der Sache der Legitimität materielle Waffen zu geben gedachte."

„Man hat sich an meinen Minister mit einem solchen Plan gewendet," erwiederte der König, — „ich habe aber die Sache sofort zurückgewiesen, — meine Mittel sind nicht groß, — nachdem man mein Vermögen zum großen Theil mit Beschlag belegt, — und ich muß, was ich habe, zusammenhalten und disponibel

haben, um für mein Recht handeln zu können, wenn es nöthig ist — ich kann mich in keine Bankunternehmungen einlassen."

„Ich muß gestehen," sagte der Graf von Chambord, „daß ich einen Augenblick von der Idee, welche Langrand sehr klar und scharfsinnig entwickelt hatte, eingenommen und geeinigt war, mich mit dem Herzog von Modena zu verbinden, — allein das Ende, welches die Langrand'schen Unternehmungen gefunden, hat mich veranlaßt, mich ganz von der Sache zurückzuziehen. Es ist unsere Sache nicht, unsere Kraft in Börsenunternehmungen zu suchen. — Darf ich Ihrer Majestät der Königin meine Aufwartung machen?" fragte der Prinz, — „ich habe mit Bewunderung gehört, mit welcher Seelengröße und Ergebung sie ihre Leiden getragen hat, — ein Beispiel würdigen Muthes für alle fürstlichen Frauen."

„Ich werde die Ehre haben, Monseigneur, Sie zur Königin zu führen," sagte der König.

Und aufstehend bewegte er die Glocke.

„Ist Graf Wedel da?" fragte der König den Kammerdiener.

„Zu Befehl, Majestät."

„Man soll die Königin von dem Besuch des Herrn

Grafen von Chambord benachrichtigen, — Graf Wedel wird uns hinaufführen."

Er nahm den Arm des Grafen Chambord und folgte mit dem Prinzen dem voranschreitenden Hofmarschall in den oberen Stock zu den Gemächern der Königin.

Dreizehntes Kapitel.

In der alten, engen und von Wagen und Fußgängern vom Morgen bis zum Abend dicht angefüllten Rue du Faubourg Montmartre liegt nahe bei der Einmündung dieser Straße in die große Verkehrsader der Boulevardlinie das Haus Nr. 13 — ein altes hohes Gebäude mit einer nicht sehr breiten Straßenfront und mit einem großen Thorweg, durch welchen man in einen geräumigen innern Hof gelangt. Links von dem Eingange befand sich in diesem Hofe ein Aufgang, der über eine breite Treppe nach dem im ersten Stockwerk befindlichen Hauptquartier der sogenannten hannöverischen Legion führte.

An einem heißen Sommertage schritt ein mittelgroßer schlanker Mann, vom Boulevard herkommend, in die Rue du Faubourg Montmartre und blieb vor diesem Hause stehen, sorgfältig durch die Gläser seiner Brille die Nummer betrachtend, welche sich oberhalb der Thür

befand. Das Gesicht dieses Mannes, lang und scharf geschnitten, war lebhaft geröthet, seine geistvollen, lebendigen Augen blickten mit dem Ausdruck einer gewissen Starrheit vor sich hin, den man oft bei kurzsichtigen Augen findet, — auf dem Kopf mit dem kurzgeschnittenen Haar trug er einen hohen geraden Cylinderhut, — seine einfache dunkle Kleidung zeigte nicht den Schnitt der Moden des letzten Jahres und seine ganze Erscheinung hätte auf den Bewohner einer kleinen Provinzstadt schließen lassen können, wenn nicht die freie Sicherheit, mit welcher er sich in dem dichten Menschengewühl bewegte, und das unbefangene nil admirari, welches auf seinen Gesichtszügen lag, den gereisten und an große Städte und große Verhältnisse gewöhnten Touristen hätten erkennen lassen.

Als er sich von der Richtigkeit der von ihm gesuchten Nummer überzeugt hatte, durchschritt er den Eingang unter dem Thorweg und trat einen Augenblick in die auf dem Hofe befindliche Conciergeloge, stieg dann die links zum ersten Stockwerk führende Treppe hinauf und zog die an der Thür des Vorflurs befindliche Glocke.

Ein junger Bursche von dem blonden, kräftigen Menschenschlage Niedersachsens öffnete sogleich die Thüre und lächelte freudig überrascht, als der Fremde in

deutscher Sprache fragte: „Wohnt hier der Baron von Düring?“

„Wen habe ich die Ehre dem Herrn Major zu melden?“ fragte der junge Mensch, die Thür weit öffnend.

„Mein Name ist Gustav Rasch,“ erwiederte der Angekommene, auf den Vorplatz tretend, — „geben Sie Herrn von Düring diese Karte.“

„Darf ich Sie bitten, einen Augenblick bei den andern Herren einzutreten, — der Herr Major hat in diesem Augenblick Besuch, wird aber wohl bald frei sein.“

Er öffnete eine innere Thür und Gustav Rasch, der bekannte geistvolle und unermüdliche Reisende, — der beharrliche Vorkämpfer für die Rechte der Schleswig-Holsteiner, als diese noch unter dänischer Herrschaft seufzten, — trat in einen großen Salon, mit dunkelgrünen Lehnstühlen und ebensolchen Divans an den Wänden möblirt. In der Mitte des Zimmers stand ein großer Tisch mit grüner Decke, — das einzige breite Fenster war mit dunkelgrünen Vorhängen drapirt, vor demselben saß an einem kleinen Tisch der frühere hannöverische Premierlieutenant von Tschirschnitz, ein großer, schlanker und eleganter junger Mann mit glänzendem dunkeln Haar und Vollbart, kräftig männlichen Zügen und lebhaften feurigen Augen, welche gut-

müthige Heiterkeit und scharfe Intelligenz zugleich ausdrückten.

Herrn von Tschirschnitz gegenüber saß die kleine und volle Gestalt des Kriegskommissärs Ebers, des Rechnungsführers der Legion, dessen volles frisches Gesicht mit blondem Vollbart das Alter von fast fünfzig Jahren, in welchem er stand, kaum erkennen ließ.

Beide Herren hielten Karten in den Händen und waren eifrig in die Kombinationen jenes durch seine vielfach wechselnden Chancen anregenden Spieles vertieft, das in Norddeutschland unter dem Namen Sechsundsechzig bekannt ist und wesentlich dazu dient, um den Kaffee und andere Getränke auszuspielen.

Auf dem breiten Divan an der gegenüberstehenden Wand lag bequem zurückgelehnt der Baron von Mengersen, früher Offizier der hannöverischen Garde du Corps, ein auffallend großer, schön gewachsener junger Mann mit vornehmen Gesichtszügen, — neben ihm saß in einem tiefen Lehnstuhl der Premierlieutenant Götz von Olenhusen, eine kleine, magere Erscheinung mit bleichem, etwas gleichgültigem Gesicht, — neben dem Letzteren stand auf einem kleinen Seitentisch ein Seidel jenes leichten und angenehmen wiener Biers, das die Brauerei von Dreher während der Ausstellung nach Paris gebracht und das sich schnell dort eingebürgert hatte.

Bei dem Eintritt von Gustav Rasch erhoben sich die sämmtlichen in dem Salon Anwesenden und Herr von Tschirschnitz ging dem Eintretenden mit artiger Verbeugung entgegen.

„Mein Name ist Gustav Rasch,“ sagte dieser, — „ich wünschte Herrn von Düring, einen alten Bekannten, aufzusuchen —“

„Herr von Düring ist in diesem Augenblick beschäftigt,“ — erwiederte Herr von Tschirschnitz, — „er wird aber in wenigen Augenblicken zu Ihrer Verfügung stehen, — mein Name ist von Tschirschnitz, — Herr von Mengersen, — Herr von Götz, — Herr Ebers,“ — sagte er, die andern Herren vorstellend, indem er zugleich einen Lehnstuhl herbeirollte, während Herr von Mengersen aus einem eleganten Etui von Strohgeflecht Herrn Rasch eine Cigarre präsentirte.

„Ich freue mich von Herzen,“ sagte dieser, — „hier sogleich einige Mitglieder der hannöverischen Legion beisammen zu finden, für welche ich immer eine so innige Sympathie empfunden habe, — hier befinde ich mich wenigstens in einem Kreise, der noch nicht angesteckt ist von jener Krankheit, die wie eine epidemische Seuche jetzt über die ganze Welt verbreitet ist, — von dieser gothaischen Doktrin, welche durch die feige und sklavische Anbetung des Erfolges jetzt ohne Widerspruch

die Geister nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande beherrscht und in Bewunderung vor der preußischen Militärgewalt am Boden liegt."

„Nun, diese Bewunderung finden Sie hier allerdings nicht," erwiederte Herr von Tschirschnitz lächelnd, — „wir sind das lebendige Beispiel, daß der Erfolg und die siegreiche Macht nicht alle Herzen unterwirft, — ob unser Widerstand etwas helfen wird, — das liegt freilich im dunkeln Schooß der Zukunft," — sagte er seufzend.

„Und wenn er vorläufig zu nichts Anderem hilft, als an einem lebendigen Beispiel zu zeigen, daß es noch Männer gibt, welche frei und selbstständig ihrer Ueberzeugung folgen und ihr Recht vertheidigen wollen, — so haben Sie schon Großes gethan," sprach Gustav Rasch lebhaft, — „ich bin kein Legitimist und kein Enthusiast für die Monarchie," fuhr er fort, — „aber Ihren König achte und verehre ich, — er weiß, was er will, und hat es wenigstens verstanden, würdig zu fallen! — Ich bedaure nur," sagte er nach einem kurzen Stillschweigen, „daß Sie hier in Frankreich sind —"

„Wo hätten wir denn bleiben sollen?" fiel Herr von Tschirschnitz rasch ein, — „aus Holland hat man uns vertrieben und selbst die freie Schweiz, welche sonst allen Flüchtlingen ein ruhiges Asyl bietet, hat uns

unsern Aufenthalt in einer Weise erschwert, die der Ausweisung gleichkam."

„Traurig — traurig!" rief Gustav Rasch, — „ja," fuhr er fort, „die Seuche der Anbetung des augenblicklichen Erfolges der Macht hat ihre verderblichen Miasmen überallhin verbreitet."

„Hier in Frankreich," sagte Herr von Tschirschnitz, „haben wir wenigstens Schutz und gastfreie Aufnahme gefunden, — hier können wir ungehindert leben, unsere Leute zusammenhalten und bessere Zeiten erwarten."

„Und doch ist es traurig, daß Sie hier sind," erwiederte Gustav Rasch, — „diese kaiserliche Regierung schützt Sie zwar, — das ist richtig, — weil sie das Gefühl der Nation nicht durch eine feige Nachgiebigkeit gegen Preußen verletzen kann, — aber dieser falsche und heimtückische Napoleon wird Sie und Ihre Sache nur für seine Zwecke ausbeuten, — es ist ihm bequem, Sie als eine Drohung gegen Preußen zu benutzen, — aber er wird Sie betrügen, wie er noch Jeden betrogen hat, dem er die Hand reichte — und wenn er den Pakt mit dem preußischen Militärcäsarismus schließen kann, den er fortwährend erstrebt, — dann werden Sie mit einen Theil des Kaufpreises für die Verständigung bilden."

Herr von Tschirschnitz blickte schweigend zu Boden.

Herr von Götz leerte mit einem kräftigen Zuge das neben ihm stehende Seidel.

„Doch," fuhr Gustav Rasch fort, — „dahin wird es nicht kommen, — die Tage des Kaiserreichs sind gezählt, — ich habe jetzt wieder genau die Zustände in allen Schichten der Gesellschaft hier beobachtet und die Ueberzeugung gewonnen, daß das zerbröckelnde Gebäude der napoleonischen Herrschaft in kurzer Zeit zusammenstürzen muß. Die Demokratie arbeitet systematisch in fest gegliederter Organisation und die Stützen der Regierung sind von innerer Fäulniß zerfressen."

„Sollte nicht Ihr Urtheil," sagte Herr von Mengersen, „ein wenig zu ausschließlich die Zustände in Paris in Betracht ziehen? — Ich lebe mit meiner Abtheilung in der Provinz, und dort — soviel ich zu bemerken Gelegenheit gehabt — steht das Kaiserreich noch auf sehr festem Fundament. Die Bevölkerung des flachen Landes ist dem Kaiser sehr ergeben und dankbar für den Wohlstand, zu dem sie unter seiner Regierung gelangt ist."

„Man wird sich hüten, laut zu sagen, was man denkt," rief Gustav Rasch, — „wenn dieß Gebäude anfängt zu wanken, wird sich keine Hand erheben, um es zu stützen, — außerdem ist Frankreich zu sehr gewohnt, der Leitung von Paris zu folgen, und hier hat

das Empire keinen Boden mehr. — Sehen Sie da," fuhr er fort, indem er ein kleines Heft in brennend rothem Umschlag aus der Tasche zog, — „hier ist Rochefort's neue ‚Lanterne', — sie greift den Kaiser und seine heillose Regierung schonungslos an, — man hat in einem Tage fünfzigtausend Exemplare davon verkauft, — und wenn die Regierung die Dummheit begeht, — an der ich nicht zweifle, — die ‚Lanterne' zu verbieten, — so wird man sich schließlich darum schlagen, — so freudig und enthusiastisch begrüßt man jeden Angriff gegen das Kaiserreich!"

Die Offiziere schwiegen, Herr von Götz zog einen an der Wand herabhängenden Glockenzug und bestellte bei dem eintretenden Diener ein neues Seidel Dreher'schen Bieres.

„Das Kaiserreich," fuhr Gustav Rasch fort, „wird bald zusammenbrechen müssen unter der Last des öffentlichen Unwillens und dann wird der Impuls der Freiheit, von Frankreich ausgehend, auch in Deutschland von Neuem den nationalen Geist erwecken, daß er sich gegen den militärischen Cäsarismus erhebt, daß das gesunde Blut des Volkes die Seuche der Erfolganbetung überwindet. Bis das geschieht, müssen auch Sie warten, — von diesem Bonaparte haben wir nichts zu hoffen."

„Wir erwarten auch wahrlich keine Hülfe von Frankreich," erwiederte Herr von Tschirschnitz, „wenn nicht das im Jahre 1866 besiegte Prinzip in Deutschland sich noch einmal wieder erhebt, um sein Recht in einem letzten Entscheidungskampfe geltend zu machen; — aber wir werden gewiß niemals die Dankbarkeit vergessen für die gastfreie Aufnahme und den Schutz, den wir hier gefunden —"

Die hintere Thüre des Salons öffnete sich.

Der Major von Düring trat ein, ein Mann von kleiner, beweglicher Gestalt, dessen längliches Gesicht von scharfen, geistvollen Zügen, mit blondem Schnurrbart und dünnem, die hohe Stirn weit hinauf freilassendem Haar, den Ausdruck von Muth, Entschlossenheit und Willenskraft zeigte. Ihm folgte der Hauptmann von Hartwig, der Kommandeur der Welfenlegion, ein schlanker, mittelgroßer Mann mit einem offenen, freien Gesicht mit blondem Vollbart, das trotz des ganz kahlen Kopfes jugendlich frisch aussah und durch den Ausdruck ehrlicher Treuherzigkeit sympathisch ansprach.

Herr von Düring begrüßte Gustav Rasch herzlich und führte ihn dann in das an den Salon anstoßende Zimmer, welches zu seiner Privatwohnung gehörte.

Herr von Hartwig setzte sich zu den Uebrigen.

„Das unglückliche Telegramm," sagte er, „das von

Hietzing aus an mich gekommen ist und in der Schweiz auf unerklärliche Weise bekannt wurde, thut noch immer seine böse Wirkung, — die französische Regierung ist in der größten Verlegenheit; nachdem durch jenes Telegramm unsere militärische Organisation und unser Zusammenhang mit Hietzing bekannt geworden ist, kann man sich hier nur schwer den Interpellationen entziehen, welche von Preußen aus gemacht werden. Es muß eine neue Dislokation stattfinden, — wir müssen an die Loire zurückgehen!"

„Das ist aber sehr unangenehm," sagte Herr von Götz, — „die Leute sind jetzt schon ein wenig in Verwirrung gebracht, — je mehr wir hin und her ziehen, um so mehr wird die Disziplin gelockert werden, — eine Strafgewalt haben wir ohnehin nicht —"

„Jeder muß thun, was in seinen Kräften steht," sagte Herr von Hartwig, — „Ihr und Mengersen müßt sofort zu euren Abtheilungen abgehen, — ich werde euch die neue Dislokation geben und dann seht, daß ihr so bald als möglich nach euren neuen Quartieren kommt."

„Die Leute haben sich eben ein wenig in die Verhältnisse gefunden," rief Herr von Mengersen, — „sie haben hie und da Arbeit übernommen, und es wäre vielleicht möglich geworden, die Kasse des Königs all=

mälig zu erleichtern, — wenn man aber fortwährend die Standquartiere verändert, so ist daran gar nicht zu denken —"

„Das liegt in den Verhältnissen," sagte Herr von Hartwig, — „jetzt ist dagegen Nichts zu machen, — wenn von Anfang an Alles vermieden worden wäre, was die französische Regierung hätte kompromittiren können —"

„Unsere Verhältnisse sind ja bis zu dieser Stunde noch nicht klar!" — rief Herr von Tschirschnitz aufstehend, indem er die Spitzen seines langen glänzenden Schnurrbarts emporstrich, — „Düring hat uns ein Schreiben mitgetheilt, wonach ihm die Uebermittlung der Befehle an das Kommando der Legion übertragen worden ist, und zugleich ist an uns ein Schreiben gekommen, welches in wunderbar geschraubten Wendungen eigentlich besagt, daß wir Düring's Anordnungen gar nicht zu folgen nöthig haben. Wohin um Gottes willen sollen solche Dinge führen? — Wenn die hannöverische Sache politisch ebenso geleitet wird, wie das mit unserer Emigration geschieht, dann kann nur das traurigste und kläglichste Ende die Folge davon sein!"

„Nein," sagte Herr von Hartwig in seiner offenen, geraden Weise, — „das sind die Wirkungen der Intriguen, welche den Hof umgeben, — die sind von Hannover

in das Exil übertragen worden, — aber ich vertraue auf den König, — er weiß, was er will, und er wird, sobald er nur durchschaut, was um ihn her vorgeht, Alles wieder auf den rechten Weg führen."

Herr von Tschirschnitz erwiederte nichts. Seufzend trat er an das Fenster und blickte auf den Hof hinab.

„Mein Gott," rief er plötzlich, — „da kommt ein Mann über den Hof, — er geht suchend umher, — jetzt spricht er mit dem Concierge, — ich muß das Gesicht gesehen haben, — das muß ein Hannoveraner sein!"

Die anderen Herren eilten ebenfalls an das Fenster.

„Das ist ein Geistlicher aus dem Wendlande," rief Herr von Hartwig, — „wir haben ihn einmal bei dem alten Oberamtmann von Wendenstein getroffen, — der Concierge zeigt ihm den Weg, — er kommt zu uns, er wird uns Nachrichten aus Hannover bringen!"

Der Kommissär Ebers stand auf und ging in das Vorzimmer hinaus.

Nach einigen Augenblicken kehrte er mit einem jungen, einfach schwarz gekleideten Mann zurück, der, den Hut in der Hand, ein freundlich mildes Lächeln auf den glatten Zügen des bleichen Gesichts mit scharfen, stechend blickenden Augen und mit zurückgekämmtem, fest an den Schläfen anliegendem Haar, in den Salon trat

und sich mit fast demüthiger Bescheidenheit vor den Herren verneigte.

Dann näherte er sich Herrn von Hartwig und sprach mit einer leisen, salbungsvollen Stimme:

„Sie werden sich vielleicht meiner nicht mehr erinnern, Herr Hauptmann, — ich bin der Kandidat Behrmann, Adjunkt des Pfarrers zu Blechow im Wendlande, — ich habe die Ehre gehabt, Sie einmal im Hause des Oberamtmanns von Wendenstein zu sehen.“

„Ich erinnere mich, — ich erinnere mich vollkommen,“ — rief Herr von Hartwig, indem er dem jungen Geistlichen mit offener Herzlichkeit die Hand reichte, welche dieser mit etwas steifer Verbeugung ergriff, — „seien Sie herzlich willkommen hier im fremden Lande, Herr Kandidat, — Sie gehören zu den Freunden des Herrn von Wendenstein, — Sie sind ein guter Patriot.“

Der Kandidat warf einen schnellen und scharfen Seitenblick auf die Offiziere, welche Herrn von Hartwig umgaben, und sprach mit demselben ruhig bescheidenen Tone:

„Ich trage die tiefste Theilnahme für das Schicksal meines Vaterlandes im Herzen und bitte Gott, daß er in seiner Weisheit und Gnade Alles zu gutem Ende führen möge, — das Einzige,“ fügte er mit frommem

Augenaufschlag hinzu, — „was mein geistliches Amt mir zu thun erlaubt!

„— Insbesondere," fuhr er mit stärkerer Betonung fort, — „habe ich oft mit Unruhe und Sorge an meine jungen Landsleute gedacht, welche fern von der Heimat hier im fremden Lande leben, — in einem katholischen Lande, — in welchem sie wohl nur selten einen Geistlichen ihres Glaubens finden, und in welchem ihre Herzen sich entfremden müssen von dem Gottesdienst und von den Tröstungen und Erquickungen der Religion. Diese Sorge ist immer stärker und mächtiger in mir geworden, und da die Pflichten meines Amtes mich nicht nothwendig in Anspruch nehmen, weil mein Oheim noch mit rüstiger Kraft seines Berufes wartet, — so ist der Entschluß in mir reif geworden, hieher zu gehen und die Emigranten zu besuchen. Ich möchte ihnen Belehrung und Erbauung bringen, — ich möchte sie stärken in ihrem Glauben und ihrem Vertrauen zur göttlichen Vorsehung, und in den schweren irdischen Kämpfen dieser Zeit sie zurückführen auf den ewigen Ankergrund der Religion. — Wird es mir erlaubt sein," fragte er, „die Emigranten in ihren Quartieren zu besuchen, — vor ihnen zu predigen und ihnen das heilige Abendmahl zu reichen, wenn sie dessen bedürftig und würdig vorbereitet sind zu seinem Empfange?"

Ernst sprach Herr von Hartwig:

„Es ist eine schöne und edle Aufgabe, die Sie sich gestellt haben, Herr Kandidat, — ich bin überzeugt, daß der Erfüllung derselben von Seiten der französischen Regierung keine Schwierigkeiten entgegengestellt werden, — ich werde Ihnen einen Offizier mitgeben, der Sie nach allen Quartieren der Emigration begleiten und Sie bei den Leuten einführen soll. Ich hoffe," fuhr er fort, — „Sie theilen nicht die Ansicht, welche ich so oft in Briefen aus Hannover gefunden habe, daß die Emigranten hier — um ein scharfes Wort zu gebrauchen — verwildert seien und ein wüstes Leben führen. Ich kann Sie versichern, daß alle diese jungen Leute — einzelne Ausnahmen gibt es ja immer — mit vollem Ernst die so schwierige Lage auffassen, in welcher sie sich befinden, und daß sie auch von der Religion und dem Gottesdienst sich nicht entfremdet haben. Die reformirten Geistlichen in den Provinzen haben sich ihrer mit Eifer und unermüdlicher Sorgfalt angenommen, und Sie werden bei den Emigranten vielleicht mehr sittlichen Ernst finden, als bei jungen Leuten ihres Alters unter gewöhnlichen und ruhigen Verhältnissen."

„Es macht mich unendlich glücklich, dieß zu hören," sagte der Kandidat, die Hände auf dem Rande seines Hutes faltend, — „und ich werde mich um so mehr

freuen, sie zu besuchen und in die Heimat die Kunde von dem sittlichen und geistlichen Wohlbefinden meiner armen, in der Verbannung lebenden Landsleute zu bringen. — Ich habe," fuhr er dann fort, indem sein Blick forschend sich auf Herrn von Hartwig richtete, „an den Lieutenant von Wendenstein Briefe und Grüße von den Seinigen zu überbringen, — wo kann ich ihn finden?"

„Wir haben ihn heute hier erwartet," erwiederte Herr von Hartwig, — „doch ist er nicht gekommen, — er wird in seiner Wohnung sein —"

„Wenn er nicht bei der schönen italienischen Marquise ist," — sagte Herr von Götz lachend, — „ich sah ihn gestern mit ihr nach dem Bois de Boulogne fahren —"

„Eine brillante Erscheinung," rief Herr von Mengersen, — „dieser Wendenstein hat wirklich ein ganz unvernünftiges Glück, — er hat es verstanden, sich hier den Aufenthalt angenehm zu machen!"

Ein scharfer Blick aus dem rasch aufgeschlagenen Auge des Kandidaten traf den Sprechenden, — es leuchtete wie ein Blitz triumphirender Freude in diesem Auge auf, — dann verhüllte sich sein Blick wieder unter den herabsinkenden Augenlidern und mit sanfter, ruhiger Stimme sprach er:

„Ich möchte Herrn von Wendenstein aufsuchen, — er wird erfreut sein, so bald als möglich Nachrichten von seinen Lieben aus der Heimat zu erhalten.“

„Er wohnt in der Straße Saint Lazare,“ sagte Herr von Tschirschnitz, — „Mengersen wird Sie gewiß dorthin führen —“

„Mit Vergnügen,“ sagte Herr von Mengersen, seinen Hut ergreifend.

„Ich hoffe, wir werden Sie heute noch wiedersehen,“ sprach Herr von Hartwig, — „Sie können dann mit Herrn von Düring das Nähere wegen Ihrer Reise besprechen.“

Er begleitete den Kandidaten artig zur Thür und dieser stieg mit Herrn von Mengersen die Treppe hinab.

*

Der junge Herr von Wendenstein lag in einem leichten Morgenanzug auf dem Sopha seines einfach, aber elegant und geschmackvoll eingerichteten Salons.

Der junge Mann war bleich, ein leichter bläulicher Ring umgab seine Augen, — aber diese Augen schimmerten in feuchtem Glanz und ein glücklich träumerisches Lächeln spielte um seinen Mund.

Er hielt in der Hand eine Photographie in Kabinetsformat, die ihn selbst darstellte auf einem kleinen

Tabouret, knieend zu den Füßen der Marchesa Pallanzoni, welche die Hand auf seine Schulter gelehnt hatte und lächelnd zu ihm herabblickte. Das Bild war von wunderbarer Aehnlichkeit und Wahrheit, die regelmäßig ausdrucksvollen Züge der jungen Frau waren in ihrer ganzen Reinheit und Schärfe wiedergegeben, ohne daß der zarte Schmelz verloren gegangen wäre, der wie ein duftiger Hauch auf ihrem Gesicht lag. Der Blick, mit welchem sie zu dem jungen Mann niedersah, war der einer Königin, die einen Pagen oder jungen Knappen mit ihrer Huld beglückt, während er in trunkener Begeisterung zu ihr emporblickte; — kein Maler hätte eine reizendere und anmuthigere Gruppe komponiren können, als sie hier in dem naturgetreuen Abbild der Wirklichkeit sich darstellte, — hätten die Figuren das Kostüm vergangener Zeiten getragen, so hätte man glauben müssen, die dame des belles cousines und Jéhan de Saintré vor sich zu sehen.

Eine dunkle, zitternde Glut erfüllte das Auge des jungen Offiziers, als er dieß Bild ansah, — die Erinnerung der Wirklichkeit durchdrang ihn bei dem Anblick und in tiefem Athemzug hob sich seine Brust.

Er warf das Bild auf den Tisch zurück und schloß die Augen.

„Welch' ein Glück, — welch' eine berauschende

Fülle von Seligkeit, von feuriger, sprühender Lust hat sich mir erschlossen," sagte er leise mit einer Stimme, die wie ein glühender Hauch aus seinen brennenden Lippen hervordrang, — „wie sinkt mein ganzes früheres Leben zurück in blassen nebelhaften Schatten vor dem Licht, das mir aufgegangen ist!

„O," rief er, die Arme in die Luft ausbreitend, — „diese Frau ist kein irdisches Weib, — sie ist ein Engel oder ein Dämon, — ein Dämon, der mich umgibt mit den hochaufschlagenden Flammen betäubender, fast schmerzlicher Wonne, — und dann wieder ein Engel, der meinen Geist frei und leicht emporhebt zu den lichten und reinen Höhen klaren Denkens und Empfindens! — Wie klein, — wie schwach, wie unbedeutend komme ich mir vor neben diesem hohen Geist und diesem starken Herzen in der zarten Gestalt, welche den Wundern der Märchenwelt ihre Schönheit entlehnt hat, — und doch wie fühle ich auf der andern Seite mich groß und stolz, — wie fühle ich erst den wahren Werth männlicher Kraft in der Liebe eines solchen Weibes!"

Er lag einige Augenblicke schweigend in stiller Träumerei.

Sein Diener trat ein und meldete Herrn von Mengersen, der ihm auf dem Fuße folgte.

Herr von Wendenstein sprang schnell empor, —

der Ausdruck jähen Schreckens malte sich auf seinem tief erbleichenden Gesicht, als er hinter dem großen, schönen, jungen Garde-du-Corpsoffizier die kleine, etwas vornübergeneigte Gestalt des Kandidaten Behrmann eintreten sah, der mit einem einzigen schnell umherzuckenden Blick das ganze Zimmer umfaßte.

Wie in unwillkürlicher Bewegung ließ Herr von Wendenstein ein Taschentuch über das auf dem Tische liegende Bild fallen, Herr von Mengersen bemerkte diese Bewegung nicht, — aus dem Auge des Kandidaten zuckte ein scharfer Blitz herüber, — aber eben so schnell senkte er wieder den Blick und trat mit freundlichem Lächeln dem Sohne des Oberamtmanns entgegen, der ihm mit einem Anflug von verlegener Zurückhaltung die Hand reichte.

„Willkommen in Paris!" rief Herr von Wendenstein, — „was führt Sie hieher, Herr Kandidat? — wie sieht es in Blechow aus? — bringen Sie mir Nachrichten von den Meinigen?"

„Zuerst viele herzliche Grüße," erwiederte der Kandidat, „von Ihrem Herrn Vater und Ihrer Frau Mutter, die ich vor meiner Abreise in Hannover gesehen, — sowie von meinem Oheim und meiner Cousine, — und dann diese Briefe —"

Er zog aus seiner Tasche zwei Briefe, welche der junge Mann schnell ergriff.

„Adieu, Wendenstein," sagte Herr von Mengersen, — „auf Wiedersehen! — Ihr kommt mit uns zu Tisch zu Brébant?"

Herr von Wendenstein nickte bejahend, indem er auf die Adressen der Briefe blickte, welche er soeben erhalten, — Herr von Mengersen ging hinaus.

Der Kandidat beobachtete aufmerksam den jungen Mann, welcher den Brief, dessen Adresse die Handschrift Helenens zeigte, mit leicht zitternder Hand auf den Tisch legte und dann schnell das Couvert öffnete, das die großen, kräftigen Schriftzüge seines Vaters trug.

Er durchflog die Zeilen und wendete sich dann zu dem Geistlichen.

„Alles ist, Gott sei Dank, wohl zu Hause!" sagte er, — „in Blechow hoffentlich ebenso."

„Mein Onkel ist rüstig und gesund," erwiederte der Kandidat, indem ein kaum bemerkbarer Seitenblick den Brief Helenens streifte, der uneröffnet auf dem Tische lag.

„— Und Helene?" — fragte Herr von Wendenstein mit etwas unsicherer Stimme, indem er die Augen niederschlug.

„Leider kann ich nicht dasselbe von meiner Cousine

sagen," sagte der Kandidat, indem er das Gesicht des jungen Offiziers scharf beobachtete, „sie war schon ein wenig leidend, als sie in Hannover im Hause Ihres Herrn Vaters sich aufhielt, — ein böser Husten stellte sich zuweilen ein, — man schob es auf die ungewohnte Stadtluft, — die Aerzte meinten dann, es käme von den Nerven, — von der Unruhe und den Sorgen, welche die Zeit mit sich bringt, und man verordnete ihr Luftveränderung und die tiefste Ruhe, — sie ist daher wieder zu ihrem Vater nach Blechow zurückgekehrt und lebt dort friedlich, still und ruhig in unserem kleinen Kreise, — aber die erwünschte Besserung in ihrem Befinden ist nicht eingetreten, — sie hat fortwährend mit dem heftigen Husten zu kämpfen, — der sie sichtlich angreift und ihre Kräfte erschöpft."

Herr von Wendenstein hatte mit theilnehmendem Ausdruck, aber mit einer gewissen Zerstreutheit zugehört, — man hätte nach seinen Gesichtszügen eher glauben sollen, daß er Mittheilungen über das Befinden eines gleichgültigen Bekannten empfinge, — als über den leidenden Zustand einer geliebten Braut.

„Die arme Helene!" sagte er im Tone konventioneller Beileidsäußerung.

„Meine arme Cousine welkt sichtlich dahin," fuhr der Kandidat fort, immer den scharf beobachtenden Blick

auf den jungen Mann gerichtet, — „sie war so blühend und jugendfrisch, — man sollte glauben, daß sie in der kurzen Zeit um Jahre gealtert ist, — ihre Blicke sind matt und trübe; ihre Wangen und Lippen bleich geworden, — die Fülle ihrer Gestalt und die Elastizität ihrer Bewegungen sind verschwunden!"

Herr von Wendenstein seufzte tief auf, — wie unwillkürlich glitt sein Blick über das Taschentuch hin, welches das Bild der Marchesa verbarg.

„Arme — arme Helene!" sagte er nochmals in demselben Tone wie vorhin.

„Wenn diese unglücklichen Zustände noch lange dauern," sagte der Kandidat, „so wird meine Cousine vor der Zeit altern, und wenn nicht bald der ersehnte Tag ihrer Verbindung mit Ihnen kommt, so wird sie schwer ihre frühere Gesundheit und Frische wieder erlangen!"

Herr von Wendenstein schwieg.

„Wo sind Sie abgestiegen, Herr Kandidat?" fragte er dann, das Gespräch abbrechend.

„Im Hotel de Bade am Boulevard des Italiens," erwiederte der Kandidat Behrmann, — „ich möchte aber für die Tage meines Aufenthalts hier gern ein einfaches Hotel garni finden, um wohlfeiler zu leben, damit ich die Mittel, welche mir durch die Beiträge hannöverischer

Patrioten zu Gebote stehen, nicht zu sehr in Anspruch nehme."

„Ich kann Ihnen hier ganz in der Nähe ein vortreffliches und sehr wohlfeiles Hotel garni nachweisen," sagte Herr von Wendenstein, — „erlauben Sie, daß ich Sie begleite, — konvenirt Ihnen die Wohnung, so können Sie sogleich Ihre Sachen dorthin bringen lassen."

„Sie sind zu gütig," erwiederte der Kandidat, sich bescheiden verneigend, — „ich nehme mit Freuden die Unterstützung und den Rath eines mir so nahe stehenden Landsmannes an."

„Erlauben Sie, daß ich meine Toilette mache," sagte Herr von Wendenstein, — „in wenig Augenblicken stehe ich zu Ihrer Verfügung."

Er stand auf, — eine Sekunde blickte er wie zögernd auf das Taschentuch, — dann ging er schnell in das Nebenzimmer, indem er mit lauter Stimme seinen Diener rief, der alsbald eintrat und seinem Herrn folgte, um ihm bei seiner Toilette zu helfen.

Der Kandidat sah mit einem hämischen Lächeln auf den Brief Helenens, der noch immer uneröffnet auf dem Tische lag.

„Er hat ihren Brief nicht geöffnet," flüsterte er, — „und die Nachricht von ihrem Leiden hat er mit einer Redensart gleichgültigen Bedauerns aufgenommen, —

er hat sie vergessen, — andere Gedanken erfüllen ihn; — aber," fuhr er mit finsterem Blick fort, „wird sie es glauben? — sie vertraut felsenfest auf seine Liebe und Treue, — wenn sie hätte hier sein können, — wenn sie ihn gesehen und gehört hätte, — oder wenn ich ihr einen Beweis bringen könnte!"

Sein Blick haftete auf dem Taschentuch, das auf dem Tisch lag. „Er hat dort etwas verborgen — vielleicht —"

Er blickte scharf und spähend nach der Thür, welche, obgleich nur angelehnt, doch den Eingang nach dem Nebenzimmer vollständig verdeckte.

Mit einer raschen Bewegung, immer den Blick auf die Thüre gerichtet, erhob er das Tuch, — er sah die darunter befindliche Photographie, — eine dämonische Freude zuckte über sein Gesicht.

„Ah!" rief er, das Auge starr auf die lebenswahre Gruppe gerichtet, — und leise fügte er hinzu: — „das würde ihr den Beweis liefern!"

Er ergriff das Bild und wollte es schnell in seine Tasche stecken.

„Nein," sprach er dann mit dumpfer Stimme vor sich hin, — „das geht nicht — er würde es sogleich vermissen."

Er sah einen Augenblick nachdenkend zu Boden.

Endlich schien ein Gedanke in ihm aufzutauchen.

Er wendete das Bild um und las auf der Rückseite: „Mulnier, Boulevard des Italiens." —

Sein Blick schweifte forschend über den Tisch hin.

Neben dem Bilde lag ein Visitenkartenetui von rothem Leder. Rasch öffnete er dasselbe, — nahm eine Karte heraus und steckte sie zu sich.

Dann deckte er das Tuch wieder über das Bild und lehnte sich in seinen Stuhl zurück, indem ein kaltes Lächeln um seine Lippen spielte.

„Diesem Beweis wird sie glauben müssen," sagte er fast unhörbar vor sich hin, — „ihr Stolz wird es nicht zulassen, eine Verbindung fortzusetzen mit dem Manne, der ihr Vertrauen so getäuscht. — Aber," sagte er nach einem kurzen Nachdenken, — „wird sie diesen Schlag überstehen? — ihre Gesundheit ist angegriffen, — es wird sie tief erschüttern, — denn sie liebt ihn," flüsterte er, die dünnen Lippen mit grimmigem Ausdruck aufeinander pressend, — „sie liebt ihn mit thörichter Leidenschaft; — nun," sprach er nach einem Augenblick, — „immerhin wird sie die Meine werden, — oder, — ich bin ja doch der einzige Verwandte meines Oheims —"

Mit starrem, unbeweglichem Ausdruck vor sich hinblickend, verfolgte er schweigend seine Gedanken weiter.

Herr von Wendenstein trat in elegantem Sommeranzug aus dem Nebenzimmer.

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung, Herr Kandidat," sprach er, — nahm mit gleichgültiger Bewegung schnell die Briefe und das Bild, das er rasch umwendete, indem er es unter dem Taschentuch hervorzug, und verschloß Alles in einem Schubfach seines Schreibtisches.

Der Kandidat, dessen Gesicht bei dem Eintritt des Herrn von Wendenstein seinen freundlich milden und bescheidenen Ausdruck wieder angenommen hatte, erhob sich, nahm seinen Hut und verließ mit dem jungen Manne das Haus.

Vierzehntes Kapitel.

Der goldene Sonnenschein schimmerte in gebrochenen Strahlen durch die grünen Schatten der Bäume des weiten Gartens, der den Palazzo Quirinale auf dem Monte Cavallo in Rom umgibt.

Seine Heiligkeit der Papst Pius IX. hatte in diesem Palast für einige Zeit seine Sommerresidenz genommen, um der schwül drückenden Hitze, die über der ewigen Stadt lag und die Räume des Vatikans durchdrang, zu entgehen.

Die Hellebardiere hatten Wachen in den Höfen des Quirinals bezogen und all' der so würdevoll ernste und doch so farbenprächtige Glanz, welcher den Hof des Oberhauptes der katholischen Christenheit umgibt, entfaltete sich in den Sälen und Galerieen des Palastes.

Die geistlichen Hofbeamten in Violett und Purpur, — die reichen schimmernden Uniformen und Waffen der Offiziere der Nobelgarde, die prachtvollen Livreen der

Lakaien vereinigten sich zu einem reichen, mannigfaltigen und lebensvollen Bilde in den großen weiten Gemächern, deren Wände die Gemälde von van Dyk und die Arbeiten älterer und neuerer Bildhauer schmücken.

Dieser ganze Hof des dreifach gekrönten Hauptes der katholischen Welt stellte ein glanzvolles Bild dar der Macht und Herrlichkeit des obersten Kirchenfürsten, — dieser Herrlichkeit, welche einst alle weltlichen Throne überstrahlte, — dieser Macht, welche mit dem Strahl des Bannwortes die Schwerter in den Händen der Kaiser und Könige zerbrach und die Kronen von ihren Häuptern schleuderte.

Die Zeiten jener Macht und Herrlichkeit waren freilich lange vorüber, die Blitzstrahlen, welche von Rom aus die Welt durchzückten, zündeten nicht mehr, — mehr als das halbe Europa war von der katholischen Kirche getrennt; aber auch da, wo die Knice der Gläubigen sich noch vor dem Papste beugten, stieß sein Wort und Befehl auf die unübersteigliche Schranke der Staatsgesetze, und auf jener apenninischen Halbinsel sogar, welche früher das weltliche wie das geistliche Rom unumschränkt beherrschte, erhob sich der gefährlichste und unversöhnlichste Gegner des Papstes und seiner Macht, dieser neue König von Italien, der sich nicht gescheut hatte, bereits einen Theil des unantastbaren Erbes der

Nachfolger Petri loszutrennen und mit dem nationalen Königreich zu vereinen.

Hier in diesen Höfen und Gemächern des Quirinals merkte man aber nichts von der Veränderung, welche da draußen in der Welt vorgegangen war. Mit derselben würdevollen, ruhigen Sicherheit der Herrschaft und unbestreitbaren Autorität schritten die Prälaten einher, — mit demselben Stolz wie früher ließen die Nobelgarden ihre Waffen in der Sonne funkeln, und die tiefe Stille, welche den Thron des Statthalters Christi umgab, war dieselbe wie zur Zeit der weltbezwingenden Macht Gregor's des Siebenten oder der glanzvollen, mit den schönsten Blüten der Kunst und Wissenschaft geschmückten Herrlichkeit des zehnten Leo.

Am Eingange eines dunkeln, schattigen Laubgangs der großen Gärten in der Rione di Trevi hielten zwei Gardisten des Papstes Wache in der großen Dienstuniform mit blanker Waffe, und Gruppen von Hausprälaten standen in flüsternden Gesprächen umher oder gingen langsam auf und nieder, sorgfältig den Schatten der Bäume suchend und die von den glühenden Sonnenstrahlen beleuchteten freien Plätze vermeidend.

In der Tiefe des Ganges — vollkommen der Gehörweite der am Eingange Stehenden entrückt — ging Seine Heiligkeit Pius IX. mit dem Staatssekretär

Kardinal Giacomo Antonelli in ernstem Gespräch einher.

In ruhig würdevoller Bewegung schritt der Papst auf und nieder, das weiße Gewand gab seiner ganzen Erscheinung in der grünen Dämmerung dieses tiefen Laubschattens etwas Lichtes, — gleichsam Verklärtes, das sich in vollkommener Harmonie befand mit dem Ausdruck freundlicher und milder Heiterkeit, welcher von dem Gesicht des obersten Kirchenfürsten strahlte. Unter der schön gewölbten Stirn dieses merkwürdig ausdrucksvollen Gesichts, über welcher einige Locken grauen Haares herabhingen, blickten Augen voll wunderbarer Tiefe hervor, — diese Augen, durch welche der Papst einen so eigenthümlichen und unwiderstehlichen Zauber auf alle Diejenigen ausübt, die mit ihm in persönliche Berührung kommen. Schwer wäre es, die Farbe dieser Augen zu bestimmen, denn oft glänzen sie licht und hell wie ein sonnig blauer Himmel oder wie ein klarer Bach, — oft glühen sie in tiefem dunklem Feuer, — oft flammen sie auf in begeisterter Erregung, — und auch ohne die Sprache zu kennen, welche der Papst spricht, ohne seine Worte zu vernehmen, könnte man aus dem Blick seiner Augen die Gedanken verstehen, welche er ausspricht. Eben so beredt ist der Ausdruck des Mundes — die feinen Linien, welche

seine Lippen umgeben, bilden eine Schrift, welche die Worte, die dieser Mund spricht, gewissermaßen auch dem Auge sichtbar darstellen, — ein ruhiges Lächeln — das Lächeln hoher Ueberlegenheit und innerer, klar abgeschlossener Ruhe — liegt fast immer auf seinen Lippen, und selbst bei den Ausdrücken zorniger Mißbilligung der Zeit und des Weltlaufs verläßt ihn der Ausdruck priesterlicher Milde niemals, — das ganze in schönem Oval abgerundete Gesicht des Papstes bietet ein wohlthuend ansprechendes Bild tiefer und vollkommener Harmonie. Die Farben seines Gesichts — weiß und roth, fast weiblich zart, überhauchen dieß Bild mit dem Schimmer jugendlicher Frische, — die wunderbar schönen weißen Hände begleiten seine Worte mit anmuthig ruhiger, würdevoller Gestikulation, und es wäre kaum möglich, sich eine Erscheinung zu denken, welche schöner und reiner den Charakter des Fürsten, des Priesters und des hochgebildeten Mannes in sich vereinigt.

In der einfachen Tracht der Kardinäle — die purpurne Kappe in der Hand, schritt der Kardinal Antonelli neben Seiner Heiligkeit. Sein von dichtem, kurzgelocktem Haar umrahmtes Gesicht hatte nicht den Ausdruck sicherer, milder und unerschütterlich überlegener Ruhe, wie das des Papstes. Die klaren, scharfen dunkeln Augen funkelten von Geist und Intelligenz,

aber in ihnen zitterte die unruhig sorgenvolle Bewegung des Staatsmannes und Diplomaten, — der etwas breite und große Mund unter der starken Nase hatte den Ausdruck feiner, fast listiger Verschlossenheit, und selbst wenn der Kardinal mit wohlgewählten, treffenden Worten sprach, blieb auf seinen Lippen eine gewisse diplomatische Zurückhaltung, welche vermuthen ließ, daß er, — wenn er auch nichts Anderes dachte als er sagte, — doch nicht Alles sagte, was er dachte.

„Ich erlaube mir also Eurer Heiligkeit ehrfurchtsvollst mitzutheilen," sagte der Kardinal, „was die Nuntiatur in Wien über die Aufregung berichtet, welche durch die Allokution in Oesterreich hervorgerufen worden ist, — die Angriffe gegen die Kirche, den Klerus, — und — die Zunge sträubt sich, es auszusprechen, — gegen Eure Heiligkeit selbst, — hätten sich seither verdoppelt und die Depesche des Herrn von Beust drücke nur in sehr zurückhaltender und gemäßigter Form die allgemeine Stimmung aus."

„Es ist nicht anders möglich," erwiederte Pius IX. mit seiner melodisch wohlklingenden, sanften Stimme, „als daß diese sogenannte öffentliche Meinung, dieser Geist der Negation und Verspottung des Heiligen, der die Welt erfüllt, die Aeußerungen einer Regierung bestimmen sollte, welche von einem Irrgläubigen, einem

Protestanten, wie dieser Herr von Beust, geleitet wird. — Jene öffentliche Meinung," fuhr er fort, — indem er stehen blieb und mit seinen aufleuchtenden Augen in das Gesicht des Kardinals blickte, — „jene öffentliche Meinung ist nur diejenige Meinung, welche am lautesten spricht und am rücksichtslosesten aller Bescheidenheit Hohn spricht. Die große Mehrzahl des Volkes schweigt, — sie scheut es, ihre Meinung, — namentlich in ernsten und heiligen Dingen, zu einer öffentlichen zu machen. Seien wir zufrieden mit demjenigen Theil des Volkes, der seine Ueberzeugung sich in stiller Einkehr in sich selbst bildet, mit diesen, — die zu uns und zur Kirche stehen, werden wir die öffentliche Meinung und die Regierung, welche sich auf dieselbe stützt, nicht zu scheuen haben."

„Ich verehre Eurer Heiligkeit erhabene Weisheit und hocherleuchtete Einsicht," sagte der Kardinal-Staatssekretär mit einem kaum bemerkbaren Ausdruck des Zweifels in dem feinen und geistvollen Gesicht, — „aber ich kann die Befürchtung nicht ganz unterdrücken, daß die Feinde der Kirche einen großen Vorsprung gewinnen werden, wenn sie die Regierungen, deren Macht zu beherrschen oder zu brechen wir heute nicht mehr die Gewalt haben, — auf ihrer Seite finden. Nach meiner ganz unmaßgeblichen Ansicht will es mir scheinen, als

sollten wir mit der Vorsicht und Klugheit, welche die erhabenen Vorfahren Eurer Heiligkeit auf dem Stuhle Petri allezeit anwendeten, um die Mächte der Welt der Herrschaft der allerheiligsten Kirche zu unterwerfen, — als sollten wir mit derselben Vorsicht und Klugheit die Regierungen — selbst wenn sie irren und augenblicklich falschen Prinzipien folgen, schonen und nicht zum festen Bündniß mit den unversöhnlichen Feinden der Kirche drängen."

Der Papst war während dieser Worte des Kardinals einige Schritte vorwärts gegangen.

Er blieb abermals stehen — hob mit einer unnachahmlich edlen und anmuthigen Bewegung die Hand empor und sprach:

„Vorsicht und Klugheit — sie sind mächtige Mittel in der Hand der Diener der Kirche und es steht geschrieben: seid klug wie die Schlangen — und ohne Falsch wie die Tauben. Mit Recht haben meine Vorfahren auf dem heiligen Stuhle Sankt Petri diese Mittel angewendet in ihrem Verkehr mit den weltlichen Mächten, — aber," fuhr er mit erhöhter Stimme fort, — „nur da, wo es sich handelte um Fragen, welche das eigentliche Gebiet des Glaubens nicht berührten. Vorsicht und Klugheit mögen gut angewendet sein, wo ein Nachgeben, wo ein ausgleichender Kompromiß mög-

lich ist, — aber nicht da, wo es sich um die wesentlichsten Grundbedingungen der Kirche und ihrer Herrschaft über die Mächte der Welt handelt. — Wo die Lebensgrundsätze der Kirche in Frage kommen, wo der ewige Felsen angegriffen wird, auf welchem dieser herrliche, hochheilige Bau ruht, der vom Geiste Gottes durchweht wird, — da darf von Vorsicht und weltlicher Klugheit nicht die Rede sein, — da ist die beste, die einzig wahre Klugheit der feste und entschiedene Kampf, der Kampf mit dem Kreuze in der Hand, — denn in diesem Zeichen werden wir siegen! — Die Gläubigen in Oesterreich," sagte er, indem der Ausdruck siegesgewisser Ueberzeugung auf seinem Gesicht strahlte, — „die Gläubigen in Oesterreich — und mein geliebter, aber so leicht irre zu leitender Sohn, der Kaiser Franz Joseph, gehört zu ihnen, — sie werden klar werden über die Gefahren, welche die Mißhandlung der Kirche dem Leben des Volkes bringt, — sie werden sich aufraffen zu ernstem Widerstande, wenn sie die mahnende Stimme ihres obersten Hirten vernehmen, — und ihr Erwachen und Aufraffen wird der heiligen Sache der Kirche den Sieg bringen! Wir sind die Diener des fleischgewordenen Wortes," sagte er mit einer leisen Nüance sanften Vorwurfs im Tone seiner Stimme, — „sollten wir uns scheuen, das reine Wort der Wahrheit zu sprechen, das

unsere ewig unüberwindliche Waffe bleibt im Kampf gegen Heuchelei und Lüge?“

Abermals zuckte über das Gesicht des Kardinals jener leise Ausdruck des Zweifels, ohne jedoch der tiefen Ehrfurcht und liebevollen Bewunderung Eintrag zu thun, mit welchen er in das schöne, warm bewegte Antlitz des Papstes blickte, der in seinem weißen Gewand unter dem grüngoldenen matten Licht, das durch die dichten Zweige der alten Bäume herabdrang, wie mit überirdischer Verklärung übergossen dastand.

„Der apostolische Nuntius Falcinelli,“ sagte er, „macht darauf aufmerksam, daß besonders der Passus der Allokution über die Civilehe einen tief verletzenden Eindruck auf die österreichische Regierung gemacht habe. Es heißt in der Allokution: ‚Die höchst verwerfliche sogenannte Civilehe‘ — Herr von Beust hat nun den Nuntius darauf aufmerksam gemacht, daß — abgesehen von Belgien und andern kleineren Staaten — in Frankreich die Civilehe ohne Widerspruch besteht und zwar auf Grund von vertragsmäßigen Stipulationen zwischen dem heiligen Stuhle und Napoleon I., durch welche die Stellung der französischen Kirche geordnet worden. Herr von Beust hat hervorgehoben, daß gerade der Kaiser Franz Joseph sich persönlich tief verletzt fühle dadurch, daß die Allokution eine Institution in Oesterreich als

höchst verderblich bezeichne, welche in Frankreich auf Grund eines Vertrages mit der kirchlichen Autorität unangefochten — und — wie Herr von Beust hinzugefügt hat, — erfahrungsmäßig ohne jeden Nachtheil für die Kirche bestehe."

Aus den groß geöffneten Augen des Papstes leuchteten zornige Blitze, fast verschwand von seinen Lippen der freundlich lächelnde Ausdruck priesterlicher Milde und Sanftmuth und mit hoch anschwellendem Tone sprach er:

„Der Minister des Kaisers von Oesterreich vergißt den gewaltigen inneren Unterschied, welcher zwischen der französischen Kirche und den Zuständen in Oesterreich besteht. Die französische Revolution hatte die Kirche in jenem unglücklichen Lande zerstört und den Kultus der menschlichen Vernunft an die Stelle der heiligen Religion erhoben, — die bürgerliche Gesetzgebung hatte sich aller der Gebiete bemächtigt, auf denen die Kirche bis dahin unbeschränkt geherrscht hatte und auf denen sie zu herrschen berufen ist, — als Napoleon I., der zu jener Zeit von gutem Geiste beseelt war, — so sehr er auch später sich versündigte, — als er das Werk unternahm, die Altäre wieder aufzurichten und der Kirche ihren Glanz und ihre Macht wiederzugeben, — da fand er eine bürgerliche Gesetzgebung vor, an welcher er nicht

zu ändern wagen konnte, — er gab der Kirche, was ihr zu geben in seiner Macht lag, — unter solchen Verhältnissen mußte das Gebotene angenommen — ja bei den damaligen Zuständen mit Freuden begrüßt werden. — In Oesterreich aber," fuhr er in noch lebhafterer Erregung fort, „ist das ganz anders, — dort war die Stellung der Kirche durch das feierlich besiegelte Konkordat fest normirt und es war der Kirche das Gebiet des Eherechts überwiesen, — es handelt sich in Oesterreich nicht um Wiederherstellung des Zerstörten, sondern vielmehr zerstört man dort das zu Recht Bestandene. Das ist verwerflich und muß als verwerflich bezeichnet werden.

„Was jetzt in Oesterreich geschieht," sprach er mit ruhigerem Ton, aber mit dem Ausdruck wehmüthiger Trauer weiter, — „das ist weit gefährlicher und bedenklicher als jene Verirrungen, die zur Zeit Joseph des Zweiten dort in so beklagenswerther Weise vorkamen. Diese Staatsgrundgesetze, diese konfessionellen Gesetze, die man in Oesterreich in dem letzten Jahre sanktionirt hat, — das sind nicht persönliche Einfälle, — nicht vereinzelte Maßregeln, wie damals, — das ist ein ganzes System, — und dieses System steht in diametralem Gegensatz zu den Grundsätzen, welche über Staat und Kirche wir als die einzig richtigen anerkennen können."

Der Kardinal verbeugte sich ehrfurchtsvoll.

„Eure Heiligkeit wollen meiner geringeren Einsicht verzeihen, wenn ich nicht immer sogleich mit derselben Klarheit und Schärfe wie das hocherleuchtete Oberhaupt der heiligen Kirche das Richtige erkenne, — der diplomatische Verkehr, zu welchem die von Eurer Heiligkeit mir übertragenen Funktionen mich zwingen, macht den Geist geneigt, Vermittelungen und Kompromisse zu suchen und die schroffen Härten zu vermeiden."

Freundlich lächelnd sagte Pius IX.:

„Ein festes, treues und glaubensstarkes Herz wird zuletzt immer das Rechte erkennen und die Vermittelungen und Kompromisse von den Fragen ausschließen, in denen das reine und unbeschränkte Bekenntniß der Wahrheit gegenüber den Mächten der Welt Noth thut!"

Er ging langsam nach einem an der schattigsten Stelle des Laubganges aufgestellten Lehnsessel von feinem Rohrgeflecht, mit leichten seidenen Kissen überdeckt, vor welchem ein ebensolcher mit seidener Decke belegter Fußschemel sich befand.

Langsam ließ sich der Papst in diesen Lehnstuhl nieder. Sein heller, klarer Blick hob sich zu dem grünen, licht durchschimmerten Laubdach über ihm empor.

„Eure Heiligkeit erlauben mir, daß ich mich zurück-

ziehe,“ sagte der Kardinal Antonelli, — „ich habe um diese Stunde dem österreichischen Botschafter Audienz gegeben, welcher gewünscht hat, noch einige mündliche Erläuterungen zu der Depesche seiner Regierung zu geben.“

Pius IX. neigte den Kopf.

„Ich habe sagen und frei bekennen müssen,“ sprach er, „was ich über die Wege denke, auf welche die österreichische Regierung sich jetzt hinreißen läßt, — doch wäre es mir erwünscht, wenn der Kaiser durch den Botschafter erführe, daß ich in wahrhaft väterlicher Liebe ihn in mein Herz schließe und zu Gott für ihn bete, damit er sich stets erinnere, daß er mit dem Titel des apostolischen Kaisers begnadigt und ausgezeichnet ist.“

„Ich werde nicht ermangeln, dem Botschafter Kenntniß von den huldreichen und liebevollen Gesinnungen Eurer Heiligkeit für Seine apostolische Majestät zu geben,“ sagte der Kardinal, indem er mit leichter Beugung der Kniee die Hand des Papstes ergriff und seine Lippen auf dieselbe drückte.

Langsam rückwärts schreitend zog er sich zurück und wendete sich dann zu dem Ausgang der Allee, während der Papst in tiefen Gedanken sitzen blieb.

Nach einiger Zeit machte sich eine gewisse Bewegung unter den Garden und Prälaten am Eingange

der Allee bemerkbar. Der Oberhofmeister Seiner Heiligkeit, Monsignore Bartolomeo Pacca, erschien in dem Laubgange, näherte sich dem Papste, der ihm fragend entgegenblickte, und sprach mit einer leichten Kniebeugung:

„Der Graf Rivero, dem Eure Heiligkeit Audienz gewährt haben, ist im Palaste erschienen, — da Eure Heiligkeit befohlen haben, ihn sogleich zu melden, so erlaube ich mir die ehrfurchtsvolle Frage, ob er hieher geführt werden solle?"

„Der Graf Rivero ist ein so eifriger und treuer Kämpfer für die heilige Kirche, daß es mir eine große Freude machen wird, ihn sogleich zu sehen," sagte der Papst mit anmuthig freundlicher Neigung des Kopfes.

Monsignore Pacca zog sich zurück und führte bald darauf den Grafen Rivero in den Laubengang zu dem Sessel Seiner Heiligkeit.

Der Graf schritt aufrecht und fest neben dem päpstlichen Oberhofmeister her. Er trug schwarzen Hofanzug mit dem Stern und Band des Piusordens — sein bleiches, schönes Gesicht zeigte einen tief ernsten Ausdruck — der Blick seiner großen dunkeln Augen ruhte fest auf der Gestalt des würdevoll in seinen Lehnstuhl zurückgelehnten Papstes.

Als Monsignore Pacca etwa fünf Schritte von

Seiner Heiligkeit entfernt war, trat er ein wenig seitwärts und sprach:

„Der Graf von Rivero steht vor dem heiligen Antlitz des Statthalters Petri.“

Pius IX. erhob die Hand — mit zwei ausgestreckten Fingern machte er gegen den Grafen das Zeichen des Kreuzes und sagte mit seiner weichen, wohltönenden Stimme:

„Ich ertheile den reichsten apostolischen Segen dem treuen, muthigen und unerschütterlichen Kämpfer für das heilige Recht der Kirche.“

Der Graf verneigte sich tief — mit gebeugtem Haupt schritt er zu dem Sessel des Papstes vor, — dann ließ er sich auf beide Kniee nieder und küßte das goldgestickte Kreuz auf dem weißseidenen Schuh, der den zierlichen, schlanken Fuß Seiner Heiligkeit einschloß.

Mit einem Lächeln voll milder Freundlichkeit blickte Pius IX. auf die schlanke und elegante Gestalt des Grafen, der nach dem Fußkusse das Haupt wieder emporgerichtet hatte und mit ehrfurchtsvollem Ausdruck, aber klar und frei aufblickte, — er berührte fast mit den Spitzen seiner Finger das glänzende Haar des Grafen und sprach mit seiner wohlklingenden Stimme:

„Der reichste apostolische Segen sei Dir ertheilt, mein Sohn, — wir haben Dich erkannt als einen

treuen und unerschrockenen Kämpfer für die heilige Sache der Kirche und bitten Gott, daß er Deinen Geist immer mehr erleuchte, Deine Kraft immer mehr stähle, denn die Zahl der Feinde im Dienste der Mächte der Finsterniß wächst täglich und stündlich — und erfordert rastlose Thätigkeit und Anstrengung von allen Dienern des heiligen Rechts der Religion."

„Es macht mich glücklich," erwiederte der Graf, „daß Eure Heiligkeit meine Bemühungen anerkennen, — welche leider," fügte er seufzend hinzu, — „nicht immer von glücklichem Erfolg begleitet gewesen sind."

„Ich weiß, was Du gethan hast," sagte der Papst, — „und wenn es Dir nicht immer gelungen ist, die Ziele Deines Strebens zu erreichen, — so ist auch das schon ein Erfolg, daß die Gegner sehen und erkennen, wie Männer von erleuchteter Einsicht und unbeugsamem Willen ihnen zu widerstehen entschlossen sind. —

„Steh' auf," fuhr er fort, — „wir wünschen mit Dir über Vieles zu sprechen, was in der unruhig bewegten Welt vorgeht, Du hast viele Beobachtungen gemacht und viele Erfahrungen gesammelt, es ist uns wichtig zu hören, was Du über die Lage der Kirche denkst."

Der Graf erhob sich langsam und blieb in ruhig ehrerbietiger Haltung vor dem Papste stehen.

Einen Augenblick schlug er wie nachdenkend die Augen nieder, dann blickte er mit tiefem Ernst in das schöne Gesicht des Papstes und sprach:

„Die Lage ist ernst, — der Kampf, den die Kirche zu bestehen hat, ein tief eingreifender, erbitterter.“

Ernst und traurig neigte der Papst zustimmend das Haupt.

„Ueberall,“ fuhr der Graf fort, „erheben sich die Mächte der Welt gegen die Autorität der Kirche, — im Namen der Freiheit, im Namen des denkenden Menschengeistes' trachtet man danach, die Verhältnisse des Lebens von der Herrschaft der Kirche und der Religion zu befreien, und die Fürsten und Regierungen schließen sich dem Strome der Zeit an oder widerstehen demselben nur schwach und zögernd. Der Felsen Petri ist umwogt von einem brandenden, immer unruhiger anschwellenden und empordrohenden Meer.“

„Wahr, — wahr, mein Sohn,“ sagte der Papst seufzend, — „aber welches sind die Mittel, um dieses Meer zu bändigen, daß es ruhig sich ebne und das Schifflein der Kirche, das von dem ewigen Felsen aus die Welt zu durchziehen berufen ist, auf seinem Rücken trage?“

Der Graf schwieg abermals einen Augenblick. Ueberzeugungsvolle Begeisterung leuchtete aus seinen

Blicken, — ein wunderbar vertrauensvoll siegesgewisses Lächeln lag auf seinen Lippen und mit voller, tiefer Stimme sprach er dann:

„Das Meer, welches mit seinem hochgehenden Wogenschlag gegen den Felsen der Kirche heranwogt, ist ein Meer geistigen Lebens, — nicht mit den Mitteln äußerer Gewalt und äußeren Zwanges kann es zurückgedrängt werden, nur das mächtige Wehen des Geistes kann es bändigen und der Geist kann nur in der Freiheit herrschen."

„In der Freiheit?" sprach der Papst, indem er erstaunt und befremdet in das Gesicht des Grafen blickte, — „in der Freiheit?" wiederholte er mit einem leisen Klang der Mißbilligung in der Stimme, — „Du weißt, mein Sohn, daß gerade im Namen der Freiheit, das heißt der Zügellosigkeit und unwillkürlichen Auflehnung, der Kampf gegen die heilige Kirche begonnen ist und geführt wird, — wie könnten wir, die wir uns stützen auf das ewige Recht, auf die Ordnung, auf den Gehorsam, durch die Freiheit, welche die Revolution auf ihre Fahne schreibt, zum Siege kommen?"

„Die christliche Kirche," erwiederte der Graf in erhobenem Ton, indem immer höhere Begeisterung die edlen Züge seines Gesichts erleuchtete, — „die christliche Kirche ist die Kirche der wahren Freiheit, das fleisch=

gewordene Wort herrscht durch den Geist und die Wahrheit, — wie der Heiland gekommen ist, um die Welt zu erlösen aus dem Banne des Fluches der starren Gesetze, so hat die Kirche in dem Geiste der Freiheit ihre Herrschaft begründet und in diesem Geiste muß sie dieselbe erhalten."

Der Papst blickte voll Theilnahme in das Gesicht des Grafen, — dann neigte er den Kopf auf die Brust nieder, indem er mit einer leichten Handbewegung den Grafen aufforderte, fortzufahren.

„Für die Freiheit des Denkens und des Glaubens," sprach dieser weiter, „bluteten die heiligen Märtyrer unter den Cäsaren in diesem Rom, wo heute der Thron Eurer Heiligkeit sich erhebt, und für die Freiheit stritten die Bischöfe und Päpste in den ersten Zeiten des finstern Mittelalters, als die rohe Gewalt der weltlichen Fürsten die Rechte und die Würde der Menschen mit Füßen trat. Wodurch begründete Eurer Heiligkeit großer Vorfahr auf dem Stuhle des Apostelfürsten seine Weltherrschaft und beugte die stolzen Häupter der weltlichen Herrscher vor sich in den Staub? Weil das ganze Volk fühlte, daß die Macht der Kirche eine Instanz bildete über den Kaisern und Königen, über den Fürsten, Grafen und Rittern, daß es eine Appellation gab an ein höheres Recht von der Willkür der eisernen, rücksichts-

losen Gewalt. Die Kirche in ihrer obersten Autorität stellte die Gleichheit unter den Menschen her, sie bildete ein Tribunal, vor welchem der Bettler Recht suchen konnte gegen den König, dessen von irdischer Gewalt unerreichbares Haupt ihrem Urtheilsspruch sich beugen mußte und ihrem Bannstrahle nicht zu hoch war. Die Freiheit des Geistes war es, welche in den Klöstern ein Asyl fand, und überall war es die Kirche, welche das Gegengewicht und Korrektiv bildete der weltlichen Willkürherrschaft und Gewalt gegenüber. — So," fuhr er nach einigen Augenblicken fort, während der Papst fortwährend im Nachdenken dasaß, — „so richtete Gregor VII. die Herrschaft der Kirche auf, so erhielten sie seine Nachfolger."

Der Papst erhob langsam den Kopf.

„Damals," sprach er, den Blick sinnend auf den Grafen gerichtet, „damals aber lebte jener Geist der Auflehnung und des Widerspruchs nicht in den Völkern, — sie folgten willig der sanften Führung der Kirche —"

„Weil sie," fiel der Graf lebhaft ein, „bei der Kirche Schutz — Erhebung — Befreiung von fast unerträglicher Tyrannei fanden, weil die Priester der Kirche in Wahrheit an der Spitze des geistigen Lebens standen und überall mit Hingebung und Eifer darnach strebten,

die Gewissen und die Seelen mit geistiger Macht zu beherrschen."

Er schwieg einen Augenblick.

„Bald aber wurde es anders," sagte er dann mit trübem Ausdruck. — „Die Kirche hatte sich zur Herrin über die weltlichen Mächte gemacht, und sie benutzte diese weltlichen Mächte nur, um durch ihren Arm die Herrschaft über die Seelen zu erhalten, welche sie durch die Gewalt des Wortes, des Geistes, des Glaubens errungen. Das war der erste große Fehler. Indem die Kirche sich der weltlichen Autoritäten und weltlicher Zwangsmittel bediente, um ihre Macht über die Seelen zu erhalten, machte sie sich von den Fürsten und Regierungen, die sie sich vorher unterworfen, wiederum abhängig, — man hat damals nicht an die Möglichkeit gedacht, daß Tage kommen könnten, in welchen die weltlichen Mächte, vom Strome der Zeit fortgerissen, der Kirche den Dienst versagen, ja sich gegen sie wenden könnten, und daß dann die im Vertrauen auf die Gewalt des weltlichen Arms vernachlässigten geistigen Herrschaftsmittel nicht mehr vorhanden sein könnten. Die Kirche hätte fortwährend an der Spitze des geistigen Lebens bleiben müssen, — sie hätte der geistigen Bewegung voranschreiten müssen — statt in träger Ruhe

diese Bewegung sich selbst zu überlassen oder ihr durch äußere Zwangsmittel entgegenzutreten.

„Diese Unthätigkeit," fuhr der Graf fort, „trug bald ihre bösen Früchte. Die reformatorische Bewegung, welche in Deutschland begann und sich überallhin fortpflanzte, zeigte plötzlich in hellem Lichte die Abhängigkeit, in welche die Kirche von den weltlichen Mächten gerathen war, — der Bannstrahl zündete nicht mehr, — die geistlichen Waffen der Kirche versagten den Dienst. Damals war noch einmal die Gelegenheit, die erschütterte Gewalt wieder zu befestigen, die Herrschaft über die weltlichen Mächte durch die Waffen des Geistes wieder zu erringen, — wenn die Kirche — wenn Leo X. den Gedanken der Reformation ergriffen hätte, — höher hinauf, als Gregor VII., hätte er die herrschende Gewalt der Kirche heben können und im Geiste der Freiheit hätte er alle Kronenträger der Welt vor sich gebeugt."

„Aber die Reformationsbewegung richtete sich gegen die Einheit der Kirche, gegen die oberste Autorität der Nachfolger des heiligen Petrus in der Statthalterschaft Christi auf Erden —" sagte der Papst, das Auge mit einem Ausdruck aufschlagend, welcher bewies, daß die Worte des Grafen ihren Eindruck nicht verfehlt hatten.

„Nicht im Beginn der Bewegung," erwiederte Graf

Rivero, — „die ersten Forderungen richteten sich nicht gegen die Autorität des Papstes, sondern verlangten von ihm Abstellung der Mißbräuche, welche ja klar zu Tage lagen und von dem erleuchteten Pontifex, der damals auf Eurer Heiligkeit Stuhl saß, nicht verkannt wurden. Aber der kühne, große und freie Entschluß, der damals die geistliche Macht auf Jahrhunderte hinaus abermals zur unbestrittenen Weltherrscherin hätte machen können, fehlte, — die Kirche verstand es nicht, die Bewegung zu führen und zu leiten und im Namen und in der Kraft der Freiheit zu herrschen, — so benutzten es denn die weltlichen Mächte, um durch die Freiheit sich von der obersten Autorität der Kirche wieder loszumachen, — halb Deutschland und England, Schweden und Holland gingen verloren und auch da, wo durch die Anwendung äußerster Gewaltmittel die Lostrennung der Völker von der Kirche verhindert wurde, versank diese immer tiefer in die Abhängigkeit von den weltlichen Mächten, deren Arm sie hatte anrufen müssen. — War der dreißigjährige Krieg in Deutschland, — war die Bartholomäusnacht, — waren die Dragonaden Richelieu's, die Zwangsmaßregeln Ludwig XIV. wahre Siege der Kirche, Siege, durch welche ihre Gewalt über die Geister und die Seelen der Völker und damit ihre

Oberhoheit über die Könige und Fürsten befestigt wurde?"

„Es liegt Wahres in Deinen Worten, mein Sohn," sagte Pius IX., — „obwohl nicht Alles ganz richtig ist, was Du sagst, — die zur Führung der Kirche Berufenen haben schwere Fehler begangen, weil sie sich in Schwäche und Verirrung oft von weltlichen Gedanken und Rücksichten leiten ließen —"

„Vor Allem, heiligster Vater," fiel der Graf ein, „weil sie mit der Gewalt ein Gebiet beherrschen wollten, welches aller Gewalt trotzt, — ein Gebiet, welches die Kirche sich früher nur durch den Geist der Freiheit erobert hatte und welches sie nur in diesem Geiste hätte behaupten können. — Ich bitte Eure Heiligkeit um Verzeihung," sagte er mit leiserer Stimme, — „daß ich es wage, so frei und unverhüllt zu sagen, was ich denke, — ich glaube, daß die Wahrheit am besten und klarsten vor dem hocherleuchteten Blick Eurer Heiligkeit sich zeigen wird, wenn Jeder seine Ueberzeugung so frei und furchtlos als möglich ausspricht."

„Fahre fort, mein Sohn," sagte der Papst mit einem freundlichen Lächeln, indem er die Hand leicht erhob, — „ich habe mit Interesse gehört, was Du über die Vergangenheit gesprochen hast, und bin gespannt zu hören, was Du über die Gegenwart denkst."

„Die Gefahren für die Kirche," sprach der Graf weiter, „haben sich seit jenen Zeiten täglich vermehrt, — nicht mehr gegen Mißbräuche richtet sich die Bewegung, sondern gegen die Herrschaft des Glaubens und der Religion über das Leben der Menschen. Das Volk im Großen und Ganzen ist gut, — es ringt nach Geistesfreiheit und gleichem Menschenrecht für Alle, — dieß Ringen und Streben, entsprungen aus dem göttlichen Funken in der menschlichen Brust, findet aber bei der Kirche keine Unterstützung, — darum folgt die Menge den Führern, welche unter einer edlen Fahne sie auf falsche Wege führen und welche das Christenthum und alle positive Religion vernichten möchten, um den Altar der menschlichen Vernunft, den die augenblickliche Raserei einst in Frankreich errichtete, nunmehr für immer zu befestigen, indem die Geister Schritt für Schritt von der Kirche losgelöst werden —"

„Und die Regierungen unterstützen diese Bestrebungen, — auch sie arbeiten daran, die Völker von der Kirche zu lösen," rief der Papst lebhaft, indem sein Blick dunkel aufleuchtete, — „in Oesterreich, das der Kirche so viel dankt, — dessen Herrscher die Nachfolger der römischen Kaiser sind, arbeitet man daran, durch eine verwerfliche Gesetzgebung die Rechte der Kirche zu vernichten —"

„Können diese Rechte je vernichtet werden," — fiel der Graf mit überzeugungsvollem Ton ein, — „so lange die Kirche entschlossen ist, sie zu vertheidigen, und so lange sie zu dieser Vertheidigung ihre eigenen ihr allein gegebenen Waffen zur Beherrschung der Gewissen und der Seelen benutzt? — Nach meiner Ueberzeugung, heiligster Vater, ist es ein Heil für die Kirche, daß die weltlichen Regierungen ihr ihren Arm entziehen, — sie wird dadurch wieder frei und unabhängig, — aus der sicheren materiellen Ruhe aufgeschreckt, wird sie wieder die ecclesia militans und der im Geiste für den Geist und die Freiheit streitenden Kirche wird die Herrschaft der Welt zufallen. — Nur," fuhr er fort, — „muß die Kirche die Bewegung der Zeit mit kühnem Geiste und festem Willen erfassen, — sie muß voranschreiten und führen, statt zurückzubleiben und zurückzuhalten, — und — ich sage es aus tiefster Ueberzeugung — heute noch einmal ist der Augenblick da, wo die geistige Macht der Kirche hoch über alle Kronen, über alle weltlichen Mächte hin ihre siegreiche Oberhoheit aufrichten kann! Gebietet die heilige Kirche nicht über eine weit größere Summe hoher Intelligenz und vor Allem glaubensstarker Opferfreudigkeit, als diejenigen Parteien und Parteiführer, welche heute die Massen lenken? Warum soll der Kirche nicht viel sicherer gelingen, was jenen gelang, die ja doch auch

nur mit der Waffe des Wortes und der Ueberredung streiten, die unter Hemmungen und Verfolgungen aller Art ihr Werk begannen und fortführten? Sollte der Geist der ewigen Wahrheit nicht siegen über den Geist des Irrthums oder der absichtlichen Lüge, wenn er nur den Kampf auf dem eigenen Gebiet der Gegner aufnimmt?

„O," rief er, einen Schritt näher zu dem Sessel des Papstes tretend, — „daß es Eurer Heiligkeit gefallen wollte, alle Unterstützung der weltlichen Mächte bei Seite zu werfen — alle Getreuen aufzurufen und zu sammeln, und mit der Macht des Wortes und der Ueberzeugung in das Feld zu ziehen, um den verlorenen Boden wieder zu erobern! — Wie einst die Apostel die göttliche Lehre Christi siegreich durch die Welt trugen, — wie Gregor VII. mit der Macht des Wortes über die Gewissen die weltliche Macht brach und beugte, so wird auch heute die Kirche alle ihre Feinde niederwerfen, wenn sie sich durchdringt mit dem lebendigen Geist der Gegenwart, statt sich zurückzuziehen auf den starren Boden der Vergangenheit, in welchem das Leben der heutigen Welt keine Wurzeln mehr schlägt."

„Du sprichst kühne Worte, mein Sohn," sagte der Papst, dessen Blicke wohlgefällig auf den von Be=

geisterung strahlenden Zügen des Grafen ruhten, — „aber Deine Kühnheit gefällt mir, — denn sie zeugt von dem hohen Vertrauen in den heiligen Beruf und die göttliche Kraft der Kirche, welches Deine Seele erfüllt, — auch finde ich in Deinen Gedanken Etwas, das mich sympathisch berührt, und das in meinem Herzen einen Wiederhall findet. Als ich den heiligen Stuhl St. Petri bestieg," sagte er leiser, wie zu sich selbst sprechend, „erfüllte mich bereits der Gedanke, im Geiste der Freiheit der Kirche neues Leben einzuhauchen und sie wieder an die Spitze der fortschreitenden Bewegung der Geister zu stellen — wie wenig hat man mich verstanden," sagte er mit leichtem Seufzer, — „wie wenig Werkzeuge habe ich gefunden, um meine Gedanken zu erfassen und auszuführen?"

— „Was damals noch von Wenigen erkannt werden konnte," sprach der Graf Rivero weiter, — „wofür damals Eurer Heiligkeit hoch über jene Zeit sich hinaufschwingender Gedanke noch kein Verständniß fand, — das wird heute leichter die Geister durchdringen, — ja das lebt schon in vielen treuen und muthigen Dienern der Kirche — in Frankreich, — unter den deutschen Bischöfen besonders, — der Bischof von Mainz zum Beispiel ist tief überzeugt von der Nothwendigkeit, im Geiste und in der Freiheit die Macht der Kirche wieder-

herzustellen, und wenn Eure Heiligkeit heute ein Losungswort in diesem Sinne an die Priesterschaft der heiligen Kirche ertönen ließen, — es würde verstanden und erfaßt werden, — es würde die Kirche aus ihrer Bedrängniß wieder zu einer, selbst vordem nie erreichten Höhe von Macht und Herrschaft führen."

„Ich denke," erwiederte Pius IX., nachdem er den sinnenden Blick lange hatte auf dem Grafen ruhen lassen, — „ich denke die Kirche in ihrer großen Allgemeinheit von Neuem mit lebendigem Geiste zu durchdringen und ihr die konzentrirte Macht wiederzugeben, durch welche sie überall mit den Waffen des Geistes Gottes den Kampf gegen ihre Widersacher in neuer Kraft aufnehmen wird. Du weißt, mein Sohn," sagte er mit erwartungsvollem Ausdruck, das Haupt ein wenig vorneigend, — „daß ein ökumenisches Konzil das Band zwischen Haupt und Gliedern der Kirche wieder eng und fest zusammenziehen und unserem Widerstand den Geist einiger Kraft einhauchen soll. Die Welt soll erkennen, daß die Kirche Christi ein einziges und untheilbares Ganze ist, und daß, wer dieselbe hier oder dort auf dem einen oder dem andern Punkte angreift, sich stets der ganzen Macht der innig verbundenen Gemeinschaft der Gläubigen gegenüber befindet."

„Ich habe mit hoher Freude und Begeisterung,"

sagte der Graf, „den gotterleuchteten Gedanken Eurer Heiligkeit vernommen, durch ein Konzil die Einheit der Kirche nicht nur vor den Augen der Welt von Neuem sichtbar darzustellen, sondern diese Einheit auch innerlich die Kirche vom Mittelpunkt aus bis in die fernsten Grenzen durchdringen zu lassen.“

„Und Du theilst meine Hoffnung, mein Sohn,“ fragte der Papst, „welche zugleich die Hoffnung vieler treuer und gottbegnadigter Männer ist, daß das Konzil diese segensreiche Wirkung habe und daß die um meinen Stuhl versammelten Bischöfe der Christenheit die alte geistige Macht der Kirche wiederherstellen und den heiligen Geist, der über ihre Gemeinschaft, ihre vereinten Gebete erhörend, sich ausgießen wird, — siegreich in die Welt hinaustragen werden?“

„Ich hege diese feste Hoffnung, heiligster Vater,“ sagte der Graf, die Hand auf die Brust legend, — „und ich bin überzeugt von dem Sieg und Triumph der Kirche, wenn sie sich zur Herrin der geistigen Bewegung zu machen versteht und wenn sie es wagt, auf jede Unterstützung des weltlichen Arms zu verzichten und ganz auf ihre eigene und eigenthümliche Kraft sich zu stellen, wie zu der Zeit, da sie vordem ihre Weltherrschaft errang. — Nur,“ sagte er mit etwas zögernder Stimme, — „nur —“

„Du hast Bedenken?" fragte der Papst mit gespannter, etwas verwunderter Aufmerksamkeit.

„Eure Heiligkeit sprachen," sagte der Graf, — „von den Bischöfen, welche sich um den Stuhl Petri versammeln sollten, — ich möchte mir erlauben, über diesen Punkt meine unvorgreifliche und tief bescheidene Ansicht auszusprechen und mir die Gnade einer näheren und eingehenderen Belehrung von Eurer Heiligkeit zu erbitten."

„Sprich, mein Sohn," sagte der Papst mit forschendem Blick.

„Wenn das Konzil," sprach der Graf, „den Strom der geistigen Bewegung unter den Völkern unter die Leitung der Kirche zurückführen soll, so scheint es mir nothwendig, daß die Berathungen und Beschlüsse dieser Versammlung nicht in unnahbarer Abgeschlossenheit von dem geistigen Leben der Zeit sich vollziehen, — was man beherrschen will, muß man vor Allem zu sich heranziehen, man muß die Völker selbst in den lebendigen Organismus der Kirche einfügen, man muß sie heranführen zu der Quelle, welche demnächst sich belebend in alle Welt hin ergießen soll. In jenen Zeiten, als die Kirche ihre Macht und Herrschaft begründete, als sie die Geister führte und aller äußeren weltlichen Gewalt kühn und siegreich entgegentrat — da nahm das

Volk an den Beschlüssen der Konzilien Theil, — da erschienen die Presbyter der Kirchengemeinden mit bestimmter Berechtigung neben den Bischöfen auf den Synoden und Konzilien. Dadurch drang der Geist des Volks in das Kirchenregiment ein, und die Kirche wurde die Vertraute, — die Führerin dieses Geistes, — dadurch aber auch wurden die Beschlüsse der Konzilien mit freudigem Vertrauen vom Volke aufgenommen und aller weltlichen Macht gegenüber vertreten und vertheidigt; — in dem gegenwärtigen großen und für eine lange Zukunft entscheidenden Augenblick," fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „in welchem es darauf ankommt, den vertrauensvollen und freudigen Gehorsam für die Kirche wiederzugewinnen und die Völker auf die Seite der kirchlichen Autorität zu bringen, da scheint es mir geboten, jenes alte ursprüngliche Verhältniß der Christengemeinschaft wiederherzustellen, das historisch wie dogmatisch dem Geiste und der Entwickelung der Kirche entspricht, — es scheint mir geboten, den christlichen Gemeinden die Vertretung auf dem Konzil wiederzugeben. Dadurch werden Eure Heiligkeit selbst klarer sehen, was der Geist der Zeit und der Völker erfordert, und die Herrschaft der unter Mitwirkung des Volkes reorganisirten Kirche wird unerschütterlich aufgerichtet werden."

Auf der reinen weißen Stirn des Papstes zeigten

sich leichte kleine Falten, — sein Blick wurde ernster, — aber mit sanfter, freundlich milder Stimme sprach er:

„Du vergißt, mein Sohn, daß schon in frühen Jahrhunderten die Vertretung der Gemeinden ausschließlich an die Bischöfe überging, — wie es ja auch dem Prinzip der Autorität entspricht, welches in der Kirche unter Einwirkung und Beistand des heiligen Geistes sich entwickelt und ausgebildet hat.“

„Die Autorität wird um so fester begründet, — um so unantastbarer sein,“ erwiederte der Graf ehrfurchtsvoll, aber mit festem Tone, „je mehr sie aus dem Volke hervorwächst, je mehr sie sich unmittelbar auf die freie Kraft des Volkes stützt, je mehr sie von unten herauf in organischer Gliederung sich aufrichtet.“

Der Papst neigte einen Augenblick schweigend das Haupt.

„Und wie wäre es möglich,“ sprach er dann, — „selbst die Zweckmäßigkeit des Prinzips zugegeben, — wie wäre es möglich, eine Theilnahme des Volkes, — der Laien, an dem Konzil zu bewerkstelligen? — Unter den einfacheren Verhältnissen der früheren Zeiten war das möglich, — jetzt aber, — wir vermögen nicht einzusehen, nach welchem Modus die Theilnahme an einer Kirchenversammlung herzustellen wäre.“

„Nach demselben Modus,“ sprach der Graf rasch,

„nach welchem die Vertretungen der Völker im politischen Leben zusammengesetzt werden; wie schon auf den Konzilien von Pisa und Kostnitz nichtpriesterliche Gelehrte zugezogen worden, so würde es Eurer Heiligkeit zustehen, Vertrauenspersonen aus allen Ländern und Ständen zu berufen, — außerdem würden die Diözesen nach den Gemeinden ihre Vertreter erwählen, so würde die unmittelbare Theilnahme der Völker an dem Leben der Kirche wiederhergestellt werden und die Kirche würde zugleich zeigen, daß aller Herren Länder nur ihre Provinzen bilden."

„Und damit würde," sprach der Papst strenge und ernst, „derselbe Geist in die Kirche eindringen, welcher bereits das Leben der Staaten zersetzt und zerfressen hat! Nein," rief er, — „nicht die Diskussion und die Kritik darf in das innere Wesen der Kirche eindringen, — die Autorität muß wiederhergestellt, — der unbedingte Gehorsam gegen die kirchliche Obergewalt muß in der Welt wieder zur Geltung gebracht werden, — das Konzil, welches wir zusammentreten zu lassen gedenken, soll die Autorität des Kirchenregiments über allen Zweifel und alle Anfechtung erheben, es soll vor Allem dogmatisch unumstößlich interpretiren, was implicite in Schrift und Tradition vorhanden ist, — die

Unfehlbarkeit der Autorität der Nachfolger des heiligen Apostelfürsten Petrus."

Ein Zug fester, entschiedener Energie hatte sich um die weichen Lippen des Papstes gelegt, ein muthig entschlossener Wille strahlte aus seinen Augen.

Der Graf Rivero erbebte bei den letzten Worten Pius IX., — seine hochaufgerichtete Gestalt bog sich wie unter einem plötzlichen Schlage zusammen, eine tödtliche Blässe bedeckte sein Gesicht.

„Eure Heiligkeit wollen," sagte er mit fast tonloser Stimme, wie mühsam die Worte suchend, — „die päpstliche Unfehlbarkeit als Dogma verkünden lassen?"

„Ja," erwiederte der Papst mit fester, volltönender Stimme, — „denn dadurch wird das Regiment der Kirche in sich für immer konzentrirt werden, — die weltlichen Mächte werden sich einer von dem Funken eines Geistes und eines Willens geleiteten und bewegten Institution gegenüber finden, — das Prinzip der Autorität wird sich in voller Klarheit und Reinheit der Willkür und der Auflehnung entgegenstellen!"

Der Graf drückte einen Augenblick beide Hände vor sein Gesicht, dann richtete er den Blick voll tiefen Schmerzes zu der grünen Wölbung des Laubganges empor und rief mit lauter Stimme, wie in unwillkürlichem Aufschrei:

„O, mein Gott, — dann ist Alles verloren!“

Der Papst blickte erstaunt, ohne daß der Ausdruck von Ernst und Strenge aus seinen Zügen verschwand, auf den Grafen.

„Alles verloren?“ fragte er, — „Alles wird wiedergewonnen werden durch die Wiederherstellung der Herrschaft unbestreitbarer Autorität über die Geister und die Gewissen der Völker.“

Graf Rivero schüttelte langsam und tief traurig das Haupt. Rasch näherte er sich dann dem Sessel des Papstes, ließ sich vor demselben auf die Kniee nieder, faltete inbrünstig die Hände und sprach, indem er die großen ausdrucksvollen Augen wie angstvoll bittend aufschlug:

„Ich bitte und beschwöre Eure Heiligkeit bei dem Wohl und der Zukunft der Kirche, abzustehen von der dogmatischen Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit, — wenigstens nochmals tief und eingehend alle Folgen zu erwägen, welche ein solcher Schritt nach sich ziehen muß.“

„Du glaubst also nicht an die Unfehlbarkeit der Aussprüche, welche der Statthalter Christi ex cathedra thut? — Du glaubst nicht an die allmächtige, göttliche Inspiration des heiligen Geistes, der sich auf den Nachfolger des Apostelfürsten niederläßt, wenn dieser, im

Gebet zu Gott gewendet, der Welt seine Urtheile und Entschließungen verkündet?"

„Ich glaube," sagte der Graf, „an die Unfehlbarkeit des päpstlichen Urtheils als oberste Instanz auf Erden in Sachen der Religion, und kein katholischer Christ der Welt zweifelt an dieser Unfehlbarkeit, — aber Etwas, was thatsächlich vorhanden ist, — woran thatsächlich Niemand zweifelt, in feierlicher Verkündigung zum Dogma erheben zu lassen, — das ist ein Schritt, der den Gegnern der Kirche furchtbare Waffen geben wird, — der auch die Herzen treuer und gläubiger Katholiken mit schweren Zweifeln erfüllen muß, — der den Kampf zwischen der Kirche und den weltlichen Mächten auf die äußerste Spitze der Erbitterung treiben muß!"

„Du sagst selbst, mein Sohn," sprach der Papst ruhig, „daß die Unfehlbarkeit thatsächlich bestehe und anerkannt sei, — wie könnte die dogmatische Verkündigung einer feststehenden Thatsache Gefahr bringen? Im Gegentheil, sie wird die Schwankenden befestigen, — den Treuen neue Kraft geben."

„Ich fühle vollkommen," sagte der Graf Rivero, immer mit gefalteten Händen, „die große Vermessenheit, daß ich, ein armer, niedriger Laie, es wage, dem heiligen Oberhirten der Kirche gegenüber eine abweichende

Meinung auszusprechen und festzuhalten, — ich flehe Eure Heiligkeit an, diese Vermessenheit um der glühenden Liebe willen zu verzeihen, die ich für die Kirche und ihr Heil im Herzen trage, — aber ich kann die tödtliche Furcht nicht überwinden, daß die Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogma die Losung zu einem Vernichtungskampf gegen die Kirche, — gegen die römisch-katholische Kirche, — gegen die Autorität Eurer Heiligkeit sein werde."

„Sprich Deine Meinung ganz aus, mein Sohn," sagte der Papst milde, — „damit wir die Irrthümer Deines Geistes erkennen und sie mit dem Lichte unserer Belehrung zerstreuen können."

„Die Unfehlbarkeit als Dogma," erwiederte der Graf nach einem augenblicklichen Nachdenken, „zerstört vor Allem die Kontinuität des Kirchenregimentes — diese Kontinuität, die in dem kirchlichen Leben noch wichtiger ist, als in den weltlichen Regierungen. Wie könnte jemals ein Nachfolger Urtheile und Verfügungen eines dogmatisch unfehlbaren Papstes aufheben oder durch andere abweichende ersetzen, ohne zugleich die Autorität des päpstlichen Stuhles auf das Tiefste zu untergraben? — Mehr aber," fuhr er fort, — „die Kirche hat mit den weltlichen Mächten Verträge geschlossen, welche ihre Stellung in den verschiedenen

Staaten regeln, — wird nun in einem so hochwichtigen und wesentlichen Punkte durch ein neues Dogma die innere Wesenheit der Kirche verändert, — sollten die ohnehin schon der Autorität der Kirche feindlichen weltlichen Gewalten nicht die Gelegenheit ergreifen, ihre Verträge zu lösen — und," fügte er mit traurigem Tone hinzu, — „sollte ihnen ein formelles Recht, wenigstens dazu, ganz abzusprechen sein?"

„Wer hat ein Recht gegenüber der Kirche," rief der Papst, — „der Kirche, welche die Summe aller Rechte, wie die Summe aller Gnade und alles Heils in sich schließt, und von deren heiligem Quell alle irdischen Rechte entflossen sind?"

„Die Welt denkt nicht so, heiligster Vater," sagte der Graf, „und um sie zu dieser richtigen, gläubigen Anschauung zurückzuführen, dazu gehören die Mittel der Ueberzeugung der Geister, — nicht aber die plötzliche Verkündigung eines Satzes, der überall Anfeindung finden wird, — das hieße mit einem einzigen Schritte das Ziel erreichen wollen, zu dem wir nur durch mühsame und unverdrossene geistige Arbeit langsam gelangen können."

Das Auge des Papstes richtete sich streng und scharf auf den vor ihm knieenden Grafen, — dieser

senkte den Blick nicht, offen, fest und frei sah er zu dem Papst empor.

„Du sprichst kühne, gefährliche — fast ketzerische Worte, mein Sohn, — denn sie beweisen mir, daß in Deiner Seele noch Zweifel an den Grundwahrheiten der Kirche bestehen, — verdammenswerth würden diese Worte und diese Gedanken sein, wenn Du sie an andern Orten laut werden ließest; hier aber sprichst Du zu dem Priester und zu dem obersten Bischof der Kirche, der um der großen Verdienste willen, die Du Dir erworben, und um des reinen Strebens Deiner Seele willen Dir verzeiht, daß Du geirrt und gezweifelt hast. Aber ich rathe Dir, ja ich befehle Dir, Dich auf einige Zeit in die ruhige Stille der Natur zurückzuziehen und die Welt zu meiden, — der Kampf gegen die Mächte der Welt hat Dich diesen zu nahe gebracht und sie haben ihre verderbliche Wirkung selbst auf Deine feste und treue Seele ausgeübt. Geh' hin, mein Sohn, — meide die Welt eine Zeitlang, — stärke Dich in der Stille der Natur und richte Dich auf im Gebet zu Gott, des Glaubens heilige Kraft wird Theorieen menschlicher Vernunft aus Deinem Geiste entfernen und Du wirst die ursprüngliche Reinheit und Kraft wiedergewinnen. Kehre dann zu mir zurück — und Du wirst von Neuem

ein mächtiger Streiter für die heilige Kirche Christi geworden sein.“

Tief traurig ließ der Graf das Haupt auf die Brust sinken.

„Ich werde thun, wie Eure Heiligkeit gebietet,“ sagte er mit ehrfurchtsvollem Ton, — „ich werde in mich selbst einkehren und in inbrünstigem Gebete Gott anrufen, daß er mir Erleuchtung sende und mich die Ueberzeugung als Irrthum erkennen lasse, die ich jetzt nicht aus meinem Geiste zu bannen vermag, — wenn dieselbe falsch und ein Resultat fehlbarer menschlicher Vernunft ist —“

„Und mein reichster apostolischer Segen begleite Dich,“ sprach der Papst, indem sein Gesicht in der früheren Milde leuchtete, „und stärke Dich zu klarer Erkenntniß und festem Willen.“

Er erhob die Hand, machte das Zeichen des Kreuzes über dem Grafen, und berührte dann mit den Spitzen der Finger dessen Haupt.

Der Graf beugte sich herab zu dem Schemel und drückte die Lippen auf das goldene Kreuz des Schuhes Seiner Heiligkeit, — dann erhob er sich und dreimal sich tief verneigend zog er sich eine Strecke rückwärts schreitend zurück.

Noch einmal machte der Papst das Kreuzeszeichen

— dann wendete der Graf sich rasch um und schritt dem Ausgange der Allee zu, während der Papst in tiefe Gedanken versunken auf seinem Lehnstuhl sitzen blieb.

Mit ausgezeichneter Artigkeit verabschiedeten sich die Hausprälaten von dem Grafen, — der, von Monsignore Ricci bis zum inneren Eingang zu der Wohnung des Papstes geleitet, die Höfe des Quirinals durchschritt und dann in seinen weit seitwärts vom äußern Thor des Palastes stehenden Wagen stieg.

„Sollte die römische Kirche ihre Mission erfüllt haben," — sprach der Graf leise vor sich hin, während er in raschem Trabe durch die Straßen der ewigen Stadt dahinfuhr, — „sollte der Rathschluß Gottes des Christenthums heilige Wahrheit in die Form neuer Ordnungen auf Erden einfügen wollen? — Dieser so edle Priester, dieser Mensch ohne Fehl und Makel, in dessen Hand heute die Herrschaft der Kirche ruht, geht in frommem Eifer vorwärts auf einem Wege, der nur zum Verderben führen kann. — Oder," fuhr er in sich zusammensinkend leise fort, — „täuscht mich ein Fehlschluß meiner Vernunft, — hat der heilige Vater Recht, — hat der Verkehr und der Kampf mit der Welt mir das reine, gläubige Vertrauen, den kindlich klaren Blick genommen? — Jedenfalls," sagte er dann, — „werde

ich den Befehl des Papstes vollführen und mich auf einige Zeit in die Einsamkeit der Natur zurückziehen, um zur Klarheit zu kommen, — ob meine Ueberzeugung wahr und richtig ist — oder ob ein Irrthum meinen Geist blendet. Der ewige Gott dort oben," sprach er, leicht die Hände auf dem Schooße faltend, „wird ja die Welt auf seinen Wegen zur Wahrheit führen, und ich habe ja jetzt eine heilige Sorge, die mein Leben ausfüllt!"

Der Wagen hielt vor dem Albergo di Europa an der Piazza di Spagna, der Portier eilte heran, um den Schlag zu öffnen, und Signor Franceschini erschien selbst unter der Thüre, diensteifrig den Grafen begrüßend der mit einigen freundlichen Worten an ihm vorüberschritt und die breite elegante Treppe zu seinen Zimmern im ersten Stockwerk hinaufstieg.

Rasch öffnete er die Thür, durchschritt ein kleines Vorzimmer und trat dann, nachdem sein alter Kammerdiener ihm den Hut abgenommen, in einen geräumigen und eleganten Salon, dessen Fenster durch herabgezogene Jalousieen verdunkelt waren, um die Hitze abzuhalten.

Eine junge Dame in leichter, ganz weißer Sommertoilette sprang aus einem tiefen Lehnstuhl empor, in welchem sie in ein Buch vertieft gesessen hatte, eilte dem Grafen entgegen und schlang ihre Arme um ihn.

„Wie glücklich bin ich," rief sie, „daß Du wieder da bist, mein Vater, ich fühle mich so einsam, so verlassen, wenn Du nicht bei mir bist, — alles Leid meines vergangenen Lebens, das der liebe Blick Deines Auges verbannt, bringt dann wieder übermächtig zu meinem Herzen empor und füllt meine Augen mit Thränen."

„Deine Augen sollen nicht mehr weinen, mein geliebtes Kind," sagte der Graf, sanft über das glänzende Haar seiner Tochter streichend, — „mein Arm wird Dich durch das Leben tragen, — vertraue auf die Zukunft, — vertraue Deinem Vater, — so Gott will, soll keine Blüte Deines Herzens verwelken!"

„Du bist meine Vorsehung — Dir vertraue ich meine Zukunft — meine Hoffnung an, — und wenn sie mir Nichts mehr bringen sollte," rief das junge Mädchen, — „so werde ich immer glücklich sein, — ich bin ja bei Dir — bei meinem geliebten Vater."

Und sich liebevoll an ihn schmiegend, barg sie ihr Haupt an seiner Brust.

Dann trat sie schnell zurück — eilte auf ein Fenster zu und öffnete die Jalousie.

„Ich muß Dein Gesicht genau sehen," — rief sie, — „Du hast vor dem heiligen Vater gestanden, — ich glaube, ich müßte auf Deinen Zügen den Abglanz seines heiligen Antlitzes erblicken können," — und vor

ihren Vater hintretend, sah sie aufmerksam in seine Züge.

Es war ein eigenthümlich schönes Bild. Vor der hohen und schlanken, schwarzgekleideten Gestalt des Grafen, der ernst und tief bewegt, aber voll unendlicher Liebe zu seiner Tochter herabsah, stand das schlanke junge Mädchen in dem duftig weißen Gewande, — aus dem zarten, etwas bleichen Gesicht blickten die großen dunkeln Augen fast anbetend zu dem Manne empor, in dem sie ihren Vater, den Lenker und Beschützer ihres Lebens, verehrte und dessen so geliebte Züge sie jetzt in frommem Glauben sich überstrahlt dachte von dem Schimmer des heiligen Lichtes, in dessen Verklärung sie den Statthalter Christi auf Erden sich vorstellte.

„Du sollst am nächsten Sonntag in der Galerie des Vatikan vom heiligen Vater empfangen werden, meine geliebte Julia,“ sagte der Graf.

„O,“ rief Julia, die Hände faltend, mit strahlenden Blicken, — „welches Glück — welches Glück!“

„Und dann,“ fuhr ihr Vater fort, „denke ich diesen brennenden Boden Italiens auf einige Zeit zu verlassen und in den Bergen der Schweiz Ruhe und kühle Frische zu suchen.“

„Ach,“ das ist herrlich,“ rief Julia, die Hand ihres

Vaters ergreifend und an die Lippen führend, — „ich habe nun die Erde meines Vaterlandes berührt, — ich habe seinen Himmel über mir gesehen und die heiligen Laute seiner Sprache um mich her ertönen gehört, — jetzt, mein Vater, sehne ich mich hinaus aus diesem lauten, unruhigen Rom, — wo ich immer fürchten muß," fügte sie erröthend mit niedergeschlagenen Augen hinzu, — „einem Bekannten zu begegnen — der mich in Paris gesehen."

„Du hast Niemands Begegnung zu fürchten, mein Kind," sagte der Graf stolz, — „Du bist meine Tochter, — und die Tochter des Grafen Rivero darf hoch und frei ihr Haupt tragen, — doch die freie und reine Luft der Berge wird Deinem Körper und Deinem Gemüth wohlthun, — also bereite Dich zur Abreise vor, — ich will jetzt etwas ruhen, — heute Abend wollen wir einen kleinen Ausflug machen."

Er küßte seine Tochter zärtlich auf die Stirn und zog sich in sein Zimmer zurück.

Fünfzehntes Kapitel.

Ganz Paris strömte an einem hellen, sonnigen Sommernachmittage durch die breite Avenue de l'Impératrice dem Bois de Boulogne zu, um in den kühlen Alleen dieses wunderbar gehaltenen und stets frisch übersprengten Parks Erholung und Erfrischung zu suchen und um auf seinen immer grünen, vom Sonnenbrande niemals ausgetrockneten Rasenflächen sich in fröhlichen Gesprächen zu lagern, oder auf den für wenige Sous gemietheten elastischen Stühlen sich niederzulassen und in ruhiger Beschaulichkeit den durch das Einerlei der Häusermassen ermüdeten Blick an dem heiteren Grün der Bäume und dem strahlenden Blau des Himmels zu laben.

Es war die Stunde vor dem Diner der großen Welt, und die Mitte des breiten Weges zu den Seen war mit dichten Reihen glänzender Equipagen bedeckt, prachtvolle Landauer — Kutscher und Bediente in weißen

Strümpfen und Puderperrücken, große Bouquets vor der Brust, Sträuße von gleichen Blumen an den Kopfgeschirren der Pferde — fuhren dahin, aus denselben blickten die Damen der großen Welt in ihren duftigzarten Sommertoiletten auf die jungen eleganten Herren hin, welche auf den Reitwegen galoppirten oder die großen, hochtrabenden Pferde von den kleinen Sitzen ihrer zierlichen amerikanischen Wagen mit größerer oder geringerer Geschicklichkeit lenkten, während ihre Grooms in lebensgefährlich schwerpunktsloser Attitude auf den minutiösen Hintersitzen balancirten.

Auf den Fußwegen gingen ernste Bürger mit ihren Familien, Kinder trieben ihre großen Reifen mit den kleinen Handstäben vor sich her und umringten von Zeit zu Zeit die populären Gestalten der Cocoverkäufer mit ihren eigenthümlichen, glänzenden Gestellen, um sich für einen ersparten Sou ein Glas jenes bei der pariser Jugend so beliebten Süßholzgetränkes zu kaufen, — die leichten Viktorias der Damen der Demimonde fuhren zwischen den Equipagen der hohen Gesellschaft dahin, — diese Damen grüßten vertraulich die jungen Stutzer zu Pferde und zu Wagen — und oft bog eines jener kleinen, zierlichen Gefährte in eine der Seitenalleen aus — ein Reiter folgte — der Kutscher stieg ab und hielt die Pferde — und umgeben von einer Atmosphäre von

Verveine vertieften sich die petits crévés und die Damen der avant-scène in die dunklen, einsamen Fußpfade des Parkes.

In all' diesem heiteren, lustigen Treiben schritt eine Gruppe von vier Männern ernst und ruhig am Ufer der Seen einher.

Zwei dieser Männer waren von jugendlichem Alter, die frischen Farben ihrer Gesichter, die blaugrauen Augen, die blonden Haare und die hellröthlichen Vollbärte zeigten ihren nordischen und germanischen Ursprung. Der Dritte war älter als jene — graues Haar und ein grauer Bart umschlossen sein scharf markirtes, ausdrucksvolles Gesicht, aus welchem unter starken, noch wenig ergrauten Augenbrauen kleine, lebhafte und kluge Augen mit forschend mißtrauischem Ausdruck hervorblickten.

Alle Drei hatten jene eigenthümlich gerade, feste Haltung, welche die norddeutschen Militärs kennzeichnet — sie trugen dunkle Sommeranzüge von leichtem Wollenstoff — im Knopfloch eine kleine Schleife von dem gelb und weißen Bande der hannöverischen Langensalza-Medaille.

Zwischen diesen drei Männern schritt der Kandidat Behrmann in sauberem und äußerst einfachem schwarzem Anzug, eine tadellose, frische, faltige Binde von weißem Batist um den Hals, einen glänzend gebürsteten Hut

auf dem Kopf. Das freundlichste Lächeln strahlte von seinem Gesicht, auf dessen Zügen ergebungsvoll demüthige Frömmigkeit lag.

„Ich danke Ihnen," sprach er mit sanfter Stimme, „ich danke Ihnen, meine lieben Freunde und Landsleute, daß Sie mich heute hier hinausgeführt haben in diese herrliche, durch menschliche Kunst so reich verschönte Natur, — ich freue mich des Anblicks dieser fröhlichen, glänzenden Menge — die freilich wohl," fügte er seufzend hinzu, „wohl wenig daran gedenkt, Den zu loben, der all' diese blühende Natur zur Erquickung der Menschen nach der Arbeit geschaffen, — aber" — sagte er nach einer Pause mit leiserer Stimme, indem ein rascher Blick forschend über seine Begleiter hinflog — „all' diese reiche Naturschönheit, all' diese schimmernde Pracht spricht doch nicht so zum Herzen, als die alte Heimat mit ihren dunkeln Wäldern, mit ihren weiten Ackerfeldern, ihren duftenden Wiesen — und den einfachen, stillen Dörfern, in denen die guten, einfachen Menschen wohnen, — wie gern wollte ich den Anblick aller dieser Schönheiten hingeben, wie gern wollte ich niemals dieß schimmernde Paris mit seinem Reiz gesehen haben, — wenn wir Alle noch beisammen in der alten hannöverischen Heimat wohnen könnten,

wie früher vor den gewaltigen Ereignissen, die alle Zustände im lieben Vaterlande verändert haben!“

„Das ist mir aus dem Herzen gesprochen, Herr Kandidat,“ rief der ältere der drei Männer, welche den jungen Geistlichen begleiteten, der frühere hannöverische Feldwebel Sturrmann, — „mir wird es oft so recht wehmüthig um's Herz in diesem fremden Lande, in welchem Niemand ein ehrliches deutsches Wort versteht und wo ich meine alte Zunge abquälen muß, um diese kauderwälsche Sprache zu lernen, aus der ich doch nicht klug werden kann. Das ist etwas Anderes,“ fuhr er fort, „mit den jungen Leuten da, — die sind froh, etwas Neues zu sehen, — die Welt kennen zu lernen, — und ihre Zunge fügt sich auch noch besser, um die fremden Worte zu sprechen, — und dann,“ fügte er mit einem halb zornigen, halb heiteren Lächeln hinzu, — „die haben hier auch noch andere Gelegenheit, sich zu vergnügen, — da sind die hübschen, niedlichen Französinnen, die sich freuen, einmal einen jungen, tüchtigen hannöverischen Soldaten zum Schatz zu haben, anstatt ihrer abgelebten, superklugen Pariser, — freilich,“ sagte er mürrisch, „ist's schlimm genug, daß die sich darauf einlassen und die braven Mädchen daheim vergessen, — die sich zwar nicht so mit Flitterputz zu behängen verstehen und nicht so zierlich über die Straßen trippeln

wie diese französischen Püppchen — aber die doch das Herz auf dem rechten Fleck haben und ihrem Mann einmal eine ordentliche Suppe kochen können und ihre Kinder ordentlich erziehen in Gottesfurcht und Ehrbarkeit, wenn sie einmal Hausfrauen und Mütter geworden sind."

„Das sagen Sie wohl, Herr Feldwebel," erwiederte einer der jüngeren Männer, ein Soldat der hannöverischen Legion, in scherzhaftem Ton, aber doch mit einer gewissen Ehrerbietung, — „wenn Sie in unserem Alter hiehergekommen wären, so würden Sie auch anders urtheilen — und was meinen Schatz betrifft, so ist sie eben so gut und brav wie die hannöverischen Mädchen zu Hause, — und wenn ich sie werde geheirathet haben, wozu ich bald zu kommen hoffe, so wird sie gewiß eine vortreffliche, sparsame und fleißige Hausfrau werden, wenn sie jetzt auch gern niedliche und zierliche Stiefelchen trägt und ihr Haar hübsch frisirt."

„Nun, von Euch will ich nicht reden, Borchers," erwiederte der alte Sturrmann, — „Ihr habt einen ernsthaften Schatz — und ich glaube auch gern, daß sie brav und fleißig ist, — obgleich es mir nicht recht in den Sinn will, daß Ihr Euch hier in eine fremde Verwandtschaft im Auslande hineinheirathen und unserem

Vaterland ganz untreu werden wollt, — aber die Andern — da der Riechelmann und die Uebrigen — die scharmutziren überall herum mit diesen leichtfertigen, lustigen Französinnen, — das taugt nichts, — denen thut es Noth, daß Sie ihnen einmal ordentlich in das Gewissen reden, Herr Kandidat."

Riechelmann, der andere der beiden jungen Männer, lachte und schien auf die Bemerkung des Feldwebels etwas erwiedern zu wollen — doch mit einem Seitenblick auf den jungen Geistlichen schwieg er und schritt ruhig neben den Uebrigen weiter.

Der Kandidat hatte aufmerksam dem Gespräche zugehört.

„Sie wollen sich hier verheirathen," sagte er, sich zu Borchers wendend, „und dauernd in Frankreich bleiben? — So wollen Sie sich von Ihren Gefährten trennen und die Sache aufgeben, welche Sie hieher geführt?"

Er blickte forschend auf den jungen Mann.

„Nein, Herr Kandidat," rief dieser lebhaft, — „von meinen Gefährten und von meiner Sache trenne ich mich nicht, — ich habe das Land verlassen, um meinem König zu dienen und für ihn zu fechten, wenn es gilt, sein Land wieder zu erobern — und daran halte ich fest, — dafür werde ich meinen letzten Blutstropfen

einsetzen, — sehen Sie," fuhr er fort, — „ich habe hier ein braves Mädchen gefunden, — sie hat ein kleines Vermögen und wir sind uns von Herzen gut, — wenn ihr Vormund alle Nachweise über meine Person hat, die ich jetzt etwas schwer und langsam aus der Heimat erhalten kann, — so wird er unsere Verbindung zugeben und wir werden ein kleines Geschäft etabliren — ich bin Tapezierer meines Handwerks, — deutsche Arbeit ist hier sehr gesucht und wir werden uns, so Gott seinen Segen gibt, gut durchbringen. — Aber," fuhr er mit erhöhter Stimme und blitzenden Augen fort, — „meine Sache — die Sache meines Königs gebe ich nicht auf, — wenn der Augenblick kommt, in den Kampf zu ziehen für die Wiedereroberung unseres Vaterlandes, dann werde ich in den Reihen meiner Kameraden nicht fehlen — und wenn ich falle, so wird meine Frau mich als einen braven Soldaten beweinen und in treuem Andenken behalten, — und wenn ich lebend aus dem Kampf zurückkehre, so kann ich ja dann mit den Meinen in die alte, liebe Heimat zurückkehren oder, — wenn ich hier bleibe, so habe ich meine Pflicht gegen mein Land und meinen König erfüllt und brauche mich im Auslande wahrlich nicht zu schämen, ein Hannoveraner zu sein!"

Der Kandidat schwieg und senkte den Blick zu Boden.

„Nun," rief der alte Sturrmann, — „ich wollte, der Tag des Kampfes käme bald, — denn mir will es oft das Herz abdrücken, hier so auf der Bärenhaut zu liegen und zu warten — und immer wieder zu warten, und dabei ausländische Luft zu athmen und ausländisches Brod zu essen."

Sie waren an den See gekommen.

„Was ist das?" rief der Kandidat, auf die von Baumgruppen, Rasenflächen und Steingrotten umgebene Wasserfläche deutend.

„Das ist ein Mann auf einem Wasservelocipède," sagte Riechelmann, — „eine neue Erfindung, — über zwei kleinen Kähnen — durch Treträder in Bewegung gesetzt — sitzt man sehr bequem und fährt über das Wasser dahin."

Sie sahen einen Augenblick dem eigenthümlichen Schauspiel des auf dem schlanken, zierlichen Gestell über den klaren Wasserspiegel zwischen den Schwänen hin und her fahrenden Mannes zu, der vor den Augen der pariser Welt diesen neuen Wassersport übte, auf diese Weise für seine Erfindung Reklame machend.

„Lassen Sie uns ein wenig in die einsameren Partieen gehen," sagte der Kandidat, „und uns irgendwo auf den Rasen niederlassen, — das erinnert mich an

die stillen Waldtiefen unserer Heimat, — auch können wir dort ruhiger und ungestörter sprechen.“

Sie wendeten sich von der großen Allee ab und folgten einem einsameren, schattigen Seitenwege.

Ein Mann in einfach bürgerlichem Anzug, den Hut ein wenig in die Augen gedrückt, der schon einige Zeit in einer gewissen Entfernung zwischen den Spaziergängern hinter ihnen gegangen war, folgte ihnen langsam hinschlendernd. Er athmete in dem kühleren Schatten tief auf und schien es gar nicht zu bemerken, daß die Gruppe vor ihm denselben Weg eingeschlagen hatte. Der untere Theil des Gesichts dieses Mannes war von einem dichten Barte bedeckt — seine Züge waren matt und welk — fast verwittert; obgleich nicht alt an Jahren, schien er doch durch das Leben heftig bewegt und erschüttert zu sein — ein Ausdruck von fast stumpfer Gleichgültigkeit lag auf diesen Zügen, nur aus den kleinen grauen Augen blitzte zuweilen ein scharfer Blick voll List und Verschlagenheit hervor.

„Sehen Sie hier diese alte Eiche,“ sagte der Kandidat zu seinen Begleitern, — „lassen Sie uns im Schatten derselben ein wenig auf dem Rasen ausruhen — es ist ein heimatlicher Baum, — wir können uns einen Augenblick in das Vaterland zurückträumen.“

Er ließ sich am Fuße des starken Stammes nieder,

dessen breitverzweigte Krone hoch über die andern Bäume hinausragte.

Die Uebrigen legten sich um ihn her auf den Rasen nieder.

Der Mann, welcher ihnen in einer Entfernung von etwa dreißig Schritten gefolgt war, blieb stehen, zog ein Taschentuch hervor, fächelte sich mit demselben Kühlung zu, blickte umher, um einen bequemen Platz zu suchen, und setzte sich dann, wie einer heftigen Ermüdung nachgebend, neben ein Gebüsch, das ihn halb verdeckte, jedoch nicht hinderte, die Gruppe der Hannoveraner im Auge zu behalten.

„Ich freue mich von Herzen," sagte der Kandidat, „daß ich Sie, meine lieben Freunde und Landsleute, in einer so ernsten, festen und treuen Stimmung gefunden habe, so durchdrungen von der Wahrheit und Heiligkeit der Sache, der Sie sich hingegeben haben, — ich werde mit um so größerer freudiger Genugthuung und Segensgewißheit Ihnen und Ihren Gefährten am nächsten Sonntag das heilige Abendmahl in der mir vom hiesigen augsburgisch-lutherischen Konsistorium so freundlich bewilligten Kapelle reichen, — Ihr Muth und Ihr Vertrauen wird dadurch gestärkt werden."

„Wir werden Alle glücklich sein, des Gottesdienstes und des heiligen Sakraments in unserer lieben Mutter-

sprache theilhaftig zu werden," sagte Sturrmann, — „die Herren lutherischen und reformirten Geistlichen hier in Paris und an den anderen Orten, wo unsere Leute liegen, haben sich zwar sehr freundlich unserer angenommen, — aber es ist doch nichts Rechtes, wenn man das heilige Wort Gottes in der fremden Sprache nicht verstehen kann, — das bringt nicht zum Herzen."

„Und Sie bedürfen doch des Trostes und der Stärkung der Religion so sehr," sagte der Kandidat, — „denn Ihre Zukunft ist dunkel und ungewiß — Sie stehen in der Hand menschlicher Gnade und menschlichen Willens — und wenn dieß auch der Wille des so vortrefflichen und frommen königlichen Herrn ist, — es ist doch immer etwas Anderes, als wenn Sie in der Heimat auf dem festen Grunde der eigenen Arbeit und des eigenen Erwerbes stünden. — Wenn nun," fuhr er fort, — „nach dem Rathschluß Gottes die Sache des Königs nicht siegreich wäre, — wenn Ihre Hoffnungen zerfallen würden, — haben Sie sich wohl klar gemacht, welcher traurigen Zukunft Sie in dem fremden Lande entgegengehen?"

„Der König wird uns nie verlassen," sagte der alte Sturrmann fest, — „wir sind ihm in der Noth und Verbannung treu geblieben als richtige und brave Soldaten, — so lange er noch Etwas hat, werden wir

auch nicht Mangel leiden, — und wenn er einmal Nichts mehr hat, — nun, so können wir arbeiten, — und wir werden uns unser Brod verdienen, so gut wir können, und muß es sein, so werden wir noch mehr arbeiten, Tag und Nacht, — wir werden arbeiten für unsern König, und er soll keinen Mangel leiden, so lange unsere Arme noch da sind.“

„Nein,“ rief Borchers laut, indem er die Hand auf die Brust legte, „der König wird uns nicht verlassen, wie wir nicht von ihm lassen, — ich war mit in Hietzing,“ fuhr er fort, — „und als ich hieher ging, hat Seine Majestät Allerhöchstselbst mich rufen lassen und von mir Abschied genommen, — und da hat der König mir selbst gesagt, daß er seinen letzten Athemzug und seinen letzten Thaler an seine Sache setzen würde — und daß er niemals die Getreuen verlassen werde, die in der Noth und im Unglück zu ihm gestanden.“

„Fern sei es von mir,“ sagte der Kandidat Behrmann, „an dem Worte Seiner Majestät auch nur einen Augenblick zu zweifeln, und es ist gewiß für Sie Alle eine große Beruhigung, zu wissen, daß der König immer für Ihr Schicksal sorgen wird, — schwer und ernst aber ist doch immer Ihre Zukunft, — denken Sie, — wenn nun der Kampf wirklich beginnt, in welchem der König Hannover wieder erobern kann, — es ist dann

doch immer hart — wenn auch das Recht auf Ihrer Seite ist — mit Frankreich gegen Deutschland zu Felde zu ziehen."

„Mit Frankreich gegen Deutschland, Herr Kandidat?" — rief der alte Sturrmann, — „daran denkt ja Keiner von uns, — wir, Herr Kandidat," sagte er, den grauen Schnurrbart emporstreichend, „sind Alle gute Deutsche, — das steckt den Hannoveranern einmal im Blute, und was die Franzosen betrifft, — nun — daß wir uns mit denen zu schlagen verstehen, wenn sie Deutschland angreifen, das haben wir auch gezeigt — das heißt, unsere Vorfahren, — und wir würden ihnen keine Schande machen, — aber, Herr Kandidat, darum handelt es sich ja gar nicht, Keiner von uns will gegen Deutschland schlagen und das würde ja auch unser König nicht thun, — wenn es jetzt wieder losgeht, so wird ja nur der Krieg von 1866 wieder angefangen, und wenn Frankreich dann Oesterreich und den Deutschen, die gegen Preußen fechten, beisteht, so will es ja Deutschland nichts Böses thun, und dann sehe ich wahrlich nicht ein, warum nicht heute unser Freund sein sollte, wer vor Jahren unser Feind war."

Die beiden jungen Männer hatten die Worte des Feldwebels mit verschiedenen Zeichen der Zustimmung begleitet, der Kandidat ließ seinen scharfen Blick fast

erstaunt über sie hingleiten und sprach dann mit ruhiger Stimme:

„Und Sie glauben wirklich, daß Frankreich einen Krieg führen wird, nur um die Interessen deutscher Staaten gegen Preußen zu vertreten, und daß es nach einem Siege keine Entschädigungen für die gehabte Mühe und die Kosten verlangen und nehmen wird?"

„Man sagt es uns," erwiederte Sturrmann etwas betroffen, „und in den Zeitungen steht es auch zu lesen," fuhr er fort, — „wie Borchers mir sagt, — denn ich selbst kann das nicht lesen; auch die Franzosen, die mit uns verkehren, sagen es uns, daß Frankreich den Deutschen gar nichts Böses will, — daß es nur helfen will, wieder in Ordnung zu bringen, was Preußen im Jahre 1866 gethan hat, — nun," rief er aufathmend, „da dürfen wir uns doch wahrlich kein Gewissen daraus machen, mit den Franzosen gemeinschaftliche Sache zu machen."

„Ich freue mich, daß Sie so gut über die Franzosen denken," sagte der Kandidat, — „ich bin noch nicht lange genug hier, um darüber so klar urtheilen zu können wie Sie, — ich lebe noch immer in dem althannöverischen Mißtrauen gegen Alles, was aus Wälschland kommt, und ich habe immer so bei mir den leisen Verdacht, — daß wenn die Franzosen siegreich sein

sollten, sie bald alle schönen Versprechungen vergessen und uns wieder ein hübsches Stück aus Deutschland herausschneiden würden, — und," fügte er seufzend hinzu, — „das wäre dann recht hart für gute hannöverische Soldaten, dazu mitgewirkt zu haben."

Der alte Sturrmann blickte nachdenklich zu Boden.

„Was Sie da sagen, Herr Kandidat," sprach er dann, „das ist eine ernste Sache — und ich habe noch nicht so recht gründlich darüber nachgedacht, — übrigens," fuhr er dann wie erleichtert fort, — „sollten die Franzosen wirklich solche Hintergedanken haben, — nun — wenn sie einmal geholfen haben, unserem Könige sein Land wieder zu erobern, und sie wollen dann irgend Etwas von Deutschland nehmen, dann können sich ja schnell alle Deutschen zusammenthun und sie wieder hinauswerfen."

Der Kandidat lächelte wie unwillkürlich bei dieser eigenthümlichen politischen Auffassung des alten Feldwebels — dann sprach er ernst:

„Das würde wohl seine Schwierigkeiten haben — denn das übrige Deutschland ohne Preußen und den norddeutschen Bund würde wohl kaum im Stande sein, französischen Gelüsten Einhalt zu thun, — doch," fuhr er fort, — „Sie haben ganz Recht — das sind Dinge, über die man ernster und tiefer nachdenken muß, als es

jetzt möglich ist, und wir finden ja vielleicht noch Gelegenheit, darüber zu sprechen.“

„Ich mache mir darüber wenig Bedenken,“ rief Borchers, — „darin vertraue ich auf den König und auf unsere Offiziere, — ich bin gewiß auch ein guter Deutscher und würde nichts gegen Deutschland thun, — aber ich bin auch gewiß, daß der König ebenso denkt, und daß unsere Offiziere uns niemals gegen eine deutsche Sache führen werden.“

„Ihr Vertrauen ist gewiß vollkommen gerechtfertigt,“ sagte der Kandidat, — „mir kommen alle solche Gedanken nur in meiner stillen, ruhigen Einsamkeit in dem lieben Wendlande daheim; — als Geistlicher bin ich ein Mann des Friedens, und wenn ich schon mit tiefem Schmerz zurückdenke an all' den Jammer, den das Jahr 1866 gebracht hat — so wird mein Herz recht bange und traurig, wenn ich daran denke, daß nun abermals, und vielleicht in nicht ferner Zeit, Blut vergossen werden soll, und daß so viele junge Leute ihre Jugend verlieren in unthätigem Aufenthalt im Auslande. — Jedenfalls bin ich erfreut, bei Ihnen Allen so aufrichtigen deutschen Patriotismus gefunden zu haben, — die Zeitungen stellen Sie Alle so oft als Vaterlandsverräther dar, die mit dem Feinde Deutschlands verbündet Hannover wieder erobern wollen und

auf Kosten Deutschlands den Franzosen den Preis für ihre Hülfe bezahlen möchten."

„Das ist eine Verleumdung," rief Sturmann, mit der Hand auf das Knie schlagend, — „traurig genug, daß wir uns nicht dagegen vertheidigen können und daß vielleicht selbst gute Landsleute von uns in Hannover so etwas glauben mögen —"

„Nun, ich werde wenigstens, soweit meine Stimme reicht, das Gegentheil versichern," sagte der Kandidat, — „darauf können Sie sich verlassen."

Man hörte das Schnauben von Pferden und das leichte Rollen eines Wagens vom Eingang der Allee her.

Eine hochelegante Equipage fuhr langsam heran — eine Dame in leichter, blau und weißer Sommertoilette berührte mit der Spitze ihres Sonnenschirms die Schulter des Kutschers, — die Pferde standen in derselben Sekunde unbeweglich, nur leicht die schönen Köpfe schüttelnd — der Lakai sprang ab und die Dame stieg aus, indem sie den weiten Burnus von weißer algierischer Seide in den Wagen zurückwarf.

In demselben Augenblick eilte ein junger Mann von der großen Straße um die Seen her an den Wagen heran, ergriff mit fast stürmischer Bewegung die Hand, welche die Dame ihm entgegenstreckte, und drückte seine Lippen auf das zierliche Handgelenk zwischen dem

Spitzengewebe des Aermels und dem gelblichgrauen dänischen Handschuh.

Dann reichte er der Dame den Arm und Beide schritten langsam in vertraulichem Gespräch den Weg entlang, ohne die an der Seite desselben unter dem etwa fünfzehn Schritte entfernten Eichbaum ruhende Gruppe zu bemerken, während der Wagen langsam folgte.

Der Kandidat erkannte den Lieutenant von Wendenstein und die Dame, welche er auf der Photographie in dessen Zimmer gesehen hatte.

Seine Augen öffneten sich einen Augenblick weit, — es schien, als wolle sein Blick die kurze Entfernung völlig überwinden, in welcher sich das Paar befand, — wie unwillkürlich neigte er dann das Ohr ein wenig vor, als Herr von Wendenstein mit der jungen Frau vorüberschritt, — aber Beide sprachen die Köpfe zu einander geneigt und nur leise, unverständliche Laute der flüsternden Stimmen drangen herüber.

Als die Marchesa den Wagen verließ und den jungen Mann begrüßte, hatte auch der einsam am Rande des Gebüsches gelagerte Mann den Kopf erhoben und zu den Beiden hinübergeblickt.

Ein tiefes Erstaunen erschien auf seinem bisher so gleichgültigen Gesicht — er hielt wie geblendet einen

Augenblick die Hand vor die Augen, als wolle er sich versichern, daß er recht gesehen, — dann flog es wie tückische Schadenfreude über seine Züge — aus seinen Augen blitzte ein Strahl von Haß und Rache und einige leise gemurmelte Worte drangen aus seinen Lippen.

Er erhob sich rasch, als wolle er dem eleganten jungen Paare folgen, — dann aber lehnte er sich wieder zurück, — warf einen raschen Blick auf die Gruppe der Hannoveraner und legte den Kopf wieder auf den Rasen.

„Ich werde sie finden,“ flüsterte er vor sich hin, — „ich kenne jetzt ihre Livrée, sie wird öfter hieher kommen, — es scheint ihr vortrefflich zu gehen,“ fügte er mit heiserem, dämonischem Lachen hinzu, — „gut — gut, — eine solche hübsche kleine Goldquelle thut mir noth — ich werde daraus zu schöpfen wissen.“

„Ist das nicht der Lieutenant von Wendenstein, der dort geht?“ fragte der Kandidat, — „wer mag denn diese schöne Dame sein, die er führt, — doch nicht eine von jenen zweifelhaften Frauen, von denen man so viel liest und die hier in Paris ihr Wesen treiben?“

„O nein, Herr Kandidat,“ rief Riechelmann, — „das ist keine solche Dame — das ist eine wirklich vornehme Dame, — ich habe sie schon öfter fahren sehen, — das erkennt man gleich an der ganzen Art, —

und dann würde auch Keiner von unsern Offizieren mit einer von jenen zweifelhaften Damen öffentlich hier im Park spazieren gehen, — der Herr von Wendenstein am wenigsten, der ein so feiner und vornehmer Herr ist."

„Wie heißt denn die Dame, — kennen Sie dieselbe?" fragte der Kandidat in gleichgültigem Tone, indem er den forschenden, stechenden Blick schnell zu Boden senkte.

„Ich weiß es nicht," sagte Riechelmann, — „unsere Herren verkehren hier viel in den vornehmen Kreisen und sind," fügte er mit einem gewissen Stolze hinzu, — „von allen Damen sehr gern gesehen."

Nach einer kurzen Zeit kehrte Herr von Wendenstein mit der Marchesa auf demselben Wege zurück.

In geringer Entfernung von der Gruppe unter dem Eichbaum blieben sie stehen, — der junge Mann winkte mit der Hand zurück — der Wagen fuhr schnell heran, Herr von Wendenstein küßte abermals die Hand der Marchesa, diese stieg ein und fuhr, noch einmal zurückblickend und mit freundlichem Lächeln grüßend, rasch davon.

Der Lieutenant sah ihr einige Augenblicke wie träumend nach, dann blickte er umher, als ob er jetzt

erst Sinn für die Wahrnehmung der übrigen Welt gewinne, und gewahrte die Gruppe unter dem Eichbaum.

Der Feldwebel Sturrmann und die beiden jungen Soldaten standen rasch auf, nahmen die Hüte ab und blieben in militärisch gerader Haltung stehen. Langsam erhob sich auch der Kandidat und grüßte mit würdevoller Bescheidenheit den jungen Offizier.

Dieser schritt schnell über den Rasen zu seinen Landsleuten hin.

„Haben Sie auch die freie Natur aufgesucht, Herr Kandidat,“ sagte er, dem jungen Geistlichen die Hand reichend, — „und den Glanz der pariser Welt gesehen? — Nicht wahr, — von all' dem Treiben läßt man sich dort bei uns im stillen Hannover nichts träumen?“

„Meine lieben Freunde und Landsleute hier,“ erwiederte der Kandidat, „haben mich hinausgeführt — und ich habe mich gefreut, mit ihnen einmal so recht herzlich und vertraulich sprechen zu können, wie es ja ein Geistlicher thun muß, wenn er mit segensvoller Wirksamkeit den Gemüthern die Wohlthaten der heiligen Religion zugänglich machen will.“

„Darf ich Sie zurückfahren?“ fragte Herr von Wendenstein, — „ich habe dort neben den Seen meinen Wagen stehen, — wir können noch eine Tour über den Trocadero machen, — von diesem Platz, der einst für

den Palast des Königs von Rom bestimmt war, werden Sie einen prachtvollen Ueberblick über dieses ungeheure Paris haben, das sich, von dort gesehen, wie ein Panorama in wunderbarer Schönheit ausbreitet.“

Sie schritten langsam dem großen Wege zu, — Sturrmann, Borchers und Riechelmann folgten in der Entfernung einiger Schritte.

Der Mann am Rande des Gebüsches hatte sich ebenfalls erhoben und ging ruhig und gleichgültig vorwärts, — so daß er an der Abrundung des Rasens nach dem Wege hin fast unmittelbar mit Jenen zusammenstieß.

Er zog höflich seinen Hut und sprach mit dem Ausdruck treuherziger Freude auf seinem Gesicht:

„Verzeihen Sie, meine Herren, wenn ich Sie anrede, — aber ich höre hier die so lieben Töne der deutschen Sprache und kann es mir nicht versagen, Sie zu begrüßen, — im fremden Lande fühlt man sich ja ein wenig mit jedem Landsmanne verwandt.“

Der Kandidat erwiederte höflich und zuvorkommend den Gruß des Unbekannten, — Herr von Wendenstein blickte mit etwas kälterer Zurückhaltung auf denselben hin.

„Ich bin Oesterreicher,“ fuhr dieser fort, — „und habe mich hier in Paris niedergelassen, um mein Glück zu machen, — ich habe einen kleinen Handel mit Leder=

waaren und mache gute Geschäfte, — wenn es den Herren vielleicht einmal gefällig ist, etwas von mir zu kaufen — und mich Ihren Bekannten zu empfehlen, — ich möchte besonders unter den vornehmen Damen Abnehmerinnen finden, — die Fürstin Metternich ist so gnädig gewesen, von mir zu kaufen, — ich führe besonders auch jene schönen, gepreßten Lederblumen, welche in Wien so sehr in der Mode sind — und welche dort besonders die so edle und so unglückliche Königin von Hannover liebt und bei den vornehmen Damen Wiens in Aufnahme gebracht hat."

Herr von Wendenstein blickte mit etwas größerer Theilnahme auf diesen Mann hin, welcher immer den Ausdruck einfach treuherziger Gutmüthigkeit auf seinem Gesicht festhielt.

„Mein Name ist Herrmann," sagte dieser, — „ich habe noch kein großes Magazin, aber ich werde Ihnen eine Auswahl meiner Sachen bringen, wenn Sie befehlen, — jene schöne vornehme Dame, mit welcher ich den Herrn da soeben sprechen sah, wird sich gewiß dafür interessiren, — sie ist gewiß auch eine Deutsche, und ich hoffe, sie wird gern einem Landsmanne förderlich sein."

„Jene Dame ist keine Deutsche," sagte Herr von Wendenstein, — „aber sie wird Ihnen vielleicht gern

behülflich sein, — sie verehrt die Königin von Hannover und wenn Ihre Majestät sich für Ihre Artikel interessirt —"

„Ich habe selbst," fiel der Fremde ein, — „Ihre Majestät bedient, — in dem Geschäft, in welchem ich in Wien war, bevor ich mich hier etablirte, um mein eigenes Glück zu probiren, — und wenn Sie mich dort empfehlen wollen —"

„Gehen Sie in einigen Tagen," sagte Herr von Wendenstein nach einem kurzen Besinnen, — „zur Frau Marchesa Pallanzoni, im Eckhause des Boulevard Malesherbes, der Kirche St. Augustin gegenüber — und bringen Sie einige hübsche Sachen mit, — ich werde bis dahin die Dame in der Gesellschaft begegnet haben und Sie empfehlen. — Ich bin Hannoveraner," sagte er freundlich lächelnd, — „und wenn Sie meine unglückliche Königin bedient haben, so muß ich Ihnen wohl gefällig sein."

„Ich danke Ihnen, — ich danke Ihnen, mein Herr," rief der Fremde, — „Oesterreicher und Hannoveraner sind ja treue Verbündete, — und Gott gebe, daß es Oesterreich vergönnt sei, Ihnen noch einmal wieder zu Ihrem Rechte zu verhelfen."

Sie waren an dem Ausgang zur großen Allee angekommen. Eine offene einspännige Viktoria fuhr

heran, — Herr von Wendenstein grüßte den Fremden, der sich tief verbeugte, höflich und stieg mit dem Kandidaten ein. Die hannöverischen Soldaten stellten sich militärisch auf, — der Wagen fuhr rasch davon.

„Was mir der Herr Kandidat da gesagt hat von dem Kampf gegen Deutschland, geht mir doch etwas im Kopfe herum,“ sprach der alte Sturrmann, indem er mit den beiden jungen Leuten langsam der Avenue de l'Impératrice zuschritt, — „das muß ich einmal ernstlich durchdenken und mit den Herren Offizieren durchsprechen.“

„Ich mache mir darüber keine Sorgen,“ sagte Riechelmann, — „solche Dinge sind Sache unserer Kommandeurs und des Königs, — der König wird schon das Rechte thun, — und wohin der uns führt, marschire ich.“

„Ihr seid junge Leute,“ erwiederte der Feldwebel, — „ihr denkt noch nicht viel nach, — aber wenn man so erst fünfzig Jahre, und in Ehren — auf dem Rücken hat, — dann fängt man doch auch ein wenig an zu fragen, wofür man denn seine alten Glieder einsetzt.“

In sinnendem Schweigen schritt er weiter.

Der Oesterreicher Herrmann, — wie sich der Fremde dem Herrn von Wendenstein gegenüber genannt hatte,

blieb einige Augenblicke stehen und sah dem davonfahrenden Wagen des jungen Offiziers nach.

Der gutmüthig gleichgültige Ausdruck war von seinem Gesicht verschwunden, — boshafte Freude blitzte aus seinen Augen.

„Also Marchesa Pallanzoni heißt sie jetzt, — meine vortreffliche Antonie, — sagte er mit hämischem Lachen, — „sie ist hinaufgestiegen auf der Rangstufenleiter und die Netze dieser Marchesa müssen jedenfalls noch reichere Fischzüge machen, als die Angeln der Frau Balzer es einst thaten. — Wir werden ein wenig theilen, meine vortreffliche Gattin," sagte er leise vor sich hin, — „ich halte Dich jetzt in meiner Hand, denn die Waffen, die Du gegen mich gebrauchen kannst, sind nicht so scharf als diejenigen, mit welchen ich Deine schimmernde Existenz vernichten kann. — Und dieser Herr Graf Rivero, der damals die Rolle der Vorsehung übernahm, — nun — ich habe hier Dienste genug geleistet, daß man mich gegen ihn wohl zu schützen wissen wird."

Er drückte seinen Hut noch tiefer in die Augen und ging ruhig und gleichmäßig durch die dichten Menschenreihen nach der Stadt hin, ohne einen Blick auf die glänzenden Equipagen zu werfen, welche nun, da die Stunde des Diners herannahte, in raschestem Trabe aus dem Bois de Boulogne zurückfuhren.

Sechzehntes Kapitel.

Ruhig und gleichmäßig war das Leben fortgeschritten in dem alten Schlosse des Herrn von Grabenow am Strande der Ostsee. Der nachbarliche Verkehr hatte die in sich abgeschlossene Gesellschaft oft zusammengeführt, doch unter dem scheinbar bewegten geselligen Leben hatte die Einförmigkeit sich fühlbar gemacht, welche bei der fortgesetzten Beziehung unter stets gleichen Personen immer eintritt und von den Mitgliedern solcher Kreise selbst am wenigsten gefühlt wird, da eben diese Einförmigkeit eine gewisse geistige Behaglichkeit und Bequemlichkeit mit sich führt und dadurch endlich zu einer lieben Gewohnheit wird, welche den Eintritt jedes fremden und neuen Elementes fast wie eine Störung empfindet.

So war es auch hier. Der geschlossene Gesellschaftskreis der nachbarlichen Gutsbesitzer an der Ostsee hatte sich so vollständig ineinander eingelebt, daß jeder Fremde, der dort einmal hinkam, trotz der zuvorkommend-

sten und freundlich gastfreiesten Aufnahme erst Zeit brauchte, um für dieß eigenthümliche Leben Verständniß zu gewinnen, welches sich zwar in den besten Formen der allgemeinen vornehmen Welt bewegte, — aber doch in seinem innern Wesen so tief von dem hastigen Treiben in jener Welt draußen auf den großen Sammelplätzen des menschlichen Verkehrs verschieden war.

Die älteren Herren führten fast jedesmal dieselben Gespräche, — Jeder kannte die Ansichten des Andern und diese wurden mit denselben Argumenten gegen einander vertheidigt — man stritt sich über dieselben Punkte oft zum hundertsten Male mit demselben Eifer und denselben Beweisführungen von der einen und der andern Seite, um ebenso zum hundertsten Male zu demselben Resultat zu kommen, — daß nämlich Jeder bei seiner Meinung blieb. Jeder wäre auch vollständig aus der Fassung gerathen, wenn der Andere plötzlich auf den Gedanken gekommen wäre, sich überzeugen zu lassen, denn damit wäre der altgewohnte Gesprächsstoff vernichtet worden und die Geister hätten neue Bewegungen machen müssen, was ihnen ebenso unbequem gewesen wäre, als in einem neuen und ungewohnten Wagen zu fahren oder ein ungeschultes Pferd zu reiten.

Der junge Herr von Grabenow war allmälig mehr und mehr von dem eigenthümlichen, sanft beruhigenden

Zauber dieser Umgebung umfangen worden, aus dieser so abgeschlossenen, in sich so klaren, geordneten Welt muthete ihn ein wohlthuender, selbstbeschränkter Frieden an, — alle Erinnerungen an seine stille Kindheit voll von Träumen und Hoffnungen stiegen wieder in ihm auf, und fast kam es ihm zuweilen vor, als ob diese Welt, in der er jetzt wieder lebte, allein die Wirklichkeit sei, — und als ob jene Zeit voll glühender Farbenpracht, voll zitternder Bewegung, voll immer neuen Reizes und voll berauschenden Liebesglücks nur ein Traum sei, der ihn mit seinen Bildern umgaukelt habe, und aus dem er nun wieder erwacht sei in der Umgebung der alten Dinge und der alten Personen. Oft, wenn er einsam in seinem Zimmer saß, oder auf dem weißen Dünensande lag, hinausschauend über die unendlichen Reihen der weißgekräuselten Wellen, welche langsam aus den weiten Fernen heranrauschten zum muschelreichen Strande — dann stützte er den Kopf in die Hände und durchträumte jenen Traum noch einmal, jenen Traum voll frisch blühenden Lebens und Liebesglücks bis zu seinem Ende, — bis zu der bangen, dunkeln Frage, mit welcher jenes reiche, schimmernde Leben, jenes süße Glück so plötzlich in schneidendem Mißton abgeschlossen hatte, — und fast zürnte er der Erinnerung, welche immer wieder aus den Tiefen seines

Herzens emportauchte und die Tage seiner Kindheit von der Gegenwart trennte. Er nahm freundlich, höflich und ohne Zwang an dem geselligen Leben seiner Familie und ihrer Nachbarn Theil, — aber er war in dem Allen ein fremdes Element geworden, und wie verwundert blickte er oft um sich, als begriffe er nicht, warum er jetzt hier — oder warum er früher anderswo gewesen sei.

Der einzige Punkt, in welchem das Traumleben seiner Erinnerung mit der ihn umgebenden Wirklichkeit zusammenfiel, war der Verkehr mit seiner Cousine Marie von Berkow. Die Beziehungen zwischen Beiden waren immer inniger geworden, — das junge Mädchen hatte ihrem Vetter gegenüber immer mehr und mehr das übermüthig neckische und herausfordernde Wesen abgelegt, welches ihr vordem, als verzogenes Schooßkind der sie umgebenden Gesellschaft, namentlich allen Herren gegenüber eigen gewesen war, und mit zartem Verständniß kam sie seinem Bedürfniß der Mittheilung über sein innerrs Leben entgegen, — sie lauschte mit theilnehmender Aufmerksamkeit seinen Erzählungen, — den Schilderungen seiner Liebe, — den Ausbrüchen seines Schmerzes. Er aber wendete sich ihr immer mehr in unbeschränktem Vertrauen zu, und es war ihm ein beglückend wohlthätiges Gefühl, wenn sie mit sanften

Worten ihn tröstete, — wenn sie mit vorsichtig leiser Hand die Wunden berührte, die in seinem Innern bluteten, — wenn sie, allmälig ablenkend von seinen dunkeln Erinnerungen, aus ihrem reichen inneren Leben, das so lange in sich selbst zurückgezogen gewesen, Gefühle und Gedanken entwickelte, die ihn sympathisch berührten.

Auch seiner Cousine gegenüber verschlang sich sein Traum auf wunderbare Weise mit der Wirklichkeit. Oft wenn er mit ihr auf den einfachen Bänken von Birkenholz am Strande des Meeres saß und ihr von seiner Liebe und von seiner verlorenen Geliebten sprach, blickte er plötzlich empor in ihr vom Hauch des Meeres zart geröthetes Gesicht, in ihre großen Augen, die mit so sanftem Ausdruck tiefer Theilnahme auf ihm ruhten und in die Tiefen seines Herzens ihre Blicke hinabzusenken schienen. Dann verschwamm das Bild, welches die Träume seiner Erinnerung erfüllte, mit den Zügen des lebendigen Gesichts, das ihm so lieblich entgegenlächelte, mit den Augen, die ihn so verständnißvoll ansahen, — wenn er an Julia dachte, so erschien sie ihm in der Gestalt und mit den Zügen seiner Cousine, — er mußte die Augen schließen, um sich das theure Bild seiner Erinnerung wieder klar herzustellen, — aber nicht immer gelang es ihm, die beiden Erscheinungen zu trennen. —

oft trug die Wirklichkeit über den Traum den Sieg davon. Und auch seine Gefühle mischten sich in seltsamer Weise durcheinander. Sein ganzes Herz rankte sich mit allen Fasern liebevoller Sehnsucht um das Bild seiner verlorenen Julia, er dachte an sie mit aller glühenden Zärtlichkeit der vergangenen Tage, — aber wenn er diese Gefühle seines Herzens über seine Lippen strömen ließ, — wenn Marie seinen Worten lauschend ihm die Hand reichte, — dann wußte er kaum mehr, ob der warme Ausdruck seiner Liebe dem aus der Vergangenheit auftauchenden Erinnerungsbilde oder der lebendig vor ihm stehenden Freundin galt.

Das Alles wogte unklar in ihm durcheinander, — er lebte ein wunderbares Doppelleben, ohne sich selbst dessen bewußt zu werden, was ihn hin und her bewegte — über Eines nur war er sich vollkommen klar, das war seine tiefe Dankbarkeit und sein unbegrenztes Vertrauen zu seiner Cousine, welche die Gespielin seiner frühen Jugend gewesen, und welche ihm jetzt die treueste Freundin, die Vertraute des süßesten Geheimnisses seines Herzens geworden war.

So lebten die jungen Leute inmitten der sie umgebenden Gesellschaft ein für sich abgeschlossenes Leben, — sie verstanden sich — sie brachten Alles in Beziehung zu dem Geheimniß, das sie miteinander theilten. Ihre

Umgebung ließ sie gewähren. Die ganze Gesellschaft, in der sie sich bewegten, betrachtete sie als Verlobte, — man wußte, — wie man in jenem sich stets in sich selbst bewegenden Kreise Alles wußte, daß sie durch den Willen der Eltern für einander bestimmt waren, — ihr Verhältniß zu einander war das zweier Liebenden, die Alles um sich her vergaßen, — sie suchten sich auf, — sie blieben fast unzertrennlich bei einander, und wo es thunlich war, sonderten sie sich von der Gesellschaft ab — es war also Alles in Ordnung und Niemand kümmerte sich weiter darum — die Damen rechneten Herrn von Grabenow zu den bereits untergebrachten Männern und die jungen Herren erwiesen Fräulein von Berkow ihre Huldigungen nur mit der Zurückhaltung, welche man einer erklärten Braut gegenüber beobachtet.

Der alte Herr von Grabenow schüttelte zwar den Kopf und sprach öfter seine Unzufriedenheit gegen seine Frau aus, daß das Alles kein Ende nehmen wolle, und daß die Sache sich in so formlos unentschiedener Weise hinzögere, — aber seine Frau bat ihn, die jungen Leute, die sich ja so vortrefflich verständigten, und die sich doch erst kennen lernen müßten, sich selbst zu überlassen, — und da Alles den Weg ging, den er wünschte, und da auch die Eltern der jungen Dame gegen die langsame Entwickelung der Sache nichts einzuwenden hatten, —

so ließ er die jungen Leute ruhig gewähren und wunderte sich nur im Stillen, wie doch Alles in der Welt so anders geworden wäre, als es früher in der Zeit seiner Jugend gewesen.

An einem schönen Nachmittage im Spätsommer hatte die Nachbarschaft von Kallehnen eine jener ungezwungenen Landpartieen verabredet, welche eine wesentliche Ressource für die Geselligkeit jener Kreise in der Sommersaison bilden. Man hatte sich ein Rendezvous auf einem hochgelegenen Punkte des Dünenufers gegeben, der fast unmittelbar über dem schmalen Meeresstrande sich erhob und eine reizende Aussicht über die See hin gewährte. Eine runde Rasenfläche auf der Höhe des Hügels war umgeben von hohem Laubholz, das bis auf die Düne hin von einer tiefen Waldung herauslief, welche sich weit in das Land hinein erstreckte.

Die leichten, meist vierspännigen Wagen standen am Fuße des Hügels, die Pferde waren abgeschirrt und wurden im Schatten gefüttert, — oben aber war die Gesellschaft um ein großes auf den Rasen gebreitetes Tischtuch gelagert und ernstlich damit beschäftigt, die Mahlzeit zu sich zu nehmen, welche man in jenen Gegenden mit dem Namen Vesperbrod bezeichnet, und welche in den bürgerlichen Familien aus goldbraunem Sahnen-

kaffee mit den so verschiedenartigen und vortrefflichen Gebäcken besteht, an denen das Land so reich ist.

Der Kaffee, in einer großen Maschine von hell-glänzendem Metall bereitet, verbreitete auch hier sein Aroma in der von dem Hauch des Meeres und dem kühlen Duft des Waldes erfüllten Luft, große „Strietzel" vom feinsten Waizenmehl, mit Traubenrosinen durchsetzt, wurden von den Herren in feine Streifen zerschnitten und für die Damen mit jener herrlichen Butter von süßer Sahne bestrichen, welche auf den ostpreußischen Gütern täglich frisch für den herrschaftlichen Tisch bereitet wird. Daneben standen in einfachen, flachen, mit weißen Servietten bedeckten Körben jene ganz dünnen, mit Salz und Kümmel bestreuten „Fladen", die kompakteren, in Butter gebackenen Maultaschen und die runden glänzenden Milchbrode. Früchte der Jahreszeit standen in andern Körben daneben, und im Schatten eines Gebüsches am Rande des Rasenplatzes war in großem, dickbäuchigem irdenem Gefäß für die Herren jenes dort noch mit dem althergebrachten Namen „Kardinal" bezeichnete Getränk aus leichtem Moselwein, Champagner und Ananas bereitet — und die Damen verschmähten es nicht, von dieser eigentlich für die Herren bestimmten Erquickung ihren — freilich bescheidenen Antheil in Anspruch zu nehmen.

Die Sonne begann allmälig zum Meere hinab-zusinken, ihre dunkel gelbroth sich färbenden Strahlen ließen die Gesichter der Damen höher erglühen und ihre Augen heller glänzen, — Alles war in Gruppen vertheilt und in lauter, munterer Unterhaltung begriffen.

In der Nähe der Bowle hatte sich der ältere Herr von Grabenow mit einigen anderen Herren auf den Rasen niedergelassen, und ihren eifrigen Bemühungen war es gelungen, den Inhalt des großen Gefäßes bis zu ziemlicher Nähe des Bodens herabsinken zu lassen.

Die älteren Damen saßen in einiger Entfernung auf dicken Plaids, welche über die Erde gebreitet waren, und unterhielten sich nicht minder lebhaft wie die Herren über alle die Gegenstände des täglichen wirthschaftlichen Lebens, über welche sie schon so oft ihre Ansichten ausgetauscht hatten und welche sie stets wieder von Neuem mit der gleichen Gewissenhaftigkeit und Ausführlichkeit behandelten.

Ein Theil der jüngeren Gesellschaft spielte das beliebte Haschespiel, — Andere saßen in kleinen Gruppen bei einander in fröhlichen Gesprächen.

Fräulein Marie von Berkow hatte ein wenig seitwärts von den Andern auf einer kleinen Rasenerhöhung Platz genommen, — neben ihr etwas tiefer saß der junge Herr von Grabenow, — er sah mit glücklich

lächelndem Ausdruck in das frische Gesicht des jungen Mädchens, das bleicher und ernster, aber darum nur schöner geworden war.

Sie blickte weit zum Meere hinüber, auf dessen Wellen sich der helle Reflex der sinkenden Sonne immer schärfer abzeichnete.

„Siehst Du, Vetter," sagte sie, — „wie schön, — wie heiter alle diese kleinen Wellen da im Sonnenlicht mit weißem Schaum bekränzt hin und her spielen, — die alten und neuen Dichter haben wahrlich nicht mit Unrecht das Meer mit dem Menschenleben verglichen, — wer sollte es glauben, daß diese lieblich tändelnden Wellen sich in kurzer Zeit, wenn der Sturm darüber hinfährt, hoch aufbäumen in furchtbarer, schauerlich wilder Gewalt, emportobend zum nächtlichen Himmel und Verderben drohend Allem, was das mächtige Element berührt, — und doch ist es dasselbe Wasser, das dieses leichte Wellenspiel und jene entsetzlichen Wogenstrudel bildet, — doch ist es derselbe Himmel, von welchem die Sonne lächelt und über welchen die zerstörenden Wetterwolken dahinziehen. — Ebenso ist es in uns, — wie weit ist der stille, glückliche Seelenfrieden entfernt von dem in dunkler Verzweiflung ringenden Herzen, — und doch ist es immer dasselbe Herz — und immer derselbe Himmel über ihm! Glücklich, wer in friedlicher Ruhe

dahinleben kann, — wem aber der Sturm der Schmerzen die Seele erschüttert," — sagte sie, ernst zu ihm hinabblickend, — „der soll nicht vergessen, daß der Himmel über ihm ist, — und daß auch der dunkelsten Nacht wieder das Licht eines neuen Tages, — dem heftigsten Sturm wieder die Stille und der Frieden folgt."

Herr von Grabenow blickte einige Sekunden schweigend auf das Meer hinaus.

„Glücklich, wer in friedlicher Ruhe dahinleben kann," wiederholte er leise, — „doch nur die seichten Gewässer rührt der Sturm nicht auf, — wo die Tiefe ist, da ist die Gährung — die Unruhe, — da ist das Leiden, — und je tiefer das Menschenherz und seine Gefühle sind, — um so mehr muß es leiden. Am glücklichsten ist Der, der auf der Oberfläche lebt."

Fast vorwurfsvoll sah Marie ihn an.

„Die Tiefe aber birgt die Perlen," sprach sie sanft, — „und auf dem Grunde jedes Leidens des menschlichen Herzens liegt auch eine Perle, wenn man fest und muthig sich in die Tiefe zu versenken vermag, hebt man sie herauf. — Perlen bedeuten Thränen," fuhr sie nach einem augenblicklichen Schweigen fort, — „es ist wahr, — aber die Thränen, die aus den Leiden eines

edlen Herzens emporstiegen, bilden den edelsten und unvergänglichsten Perlenschmuck für das Leben.“

„Du hast Recht,“ sagte er wieder lächelnd, indem er ihr innig in's Auge sah, — „ist doch auch aus den Tiefen meines Leidens eine reine und köstliche Perle aufgestiegen, deren Glanz mein Leben schmückt, — Deine Theilnahme, — Deine Freundschaft.“

„Kann die Freundschaft Dir auch keinen Ersatz bieten,“ sagte sie mit leichtem Seufzen, — „so kann sie Dich doch trösten, — und auch die kleineren und unscheinbaren Blüten schmücken das Leben.“

Er sah sie schweigend an, — er widersprach ihr nicht, — aber sein Blick sagte deutlicher als Worte, daß die Blüten, mit welchen ihre Freundschaft sein Leben schmückte, nicht klein und unscheinbar wären.

„Da Du von Perlen sprichst,“ sagte er nach einiger Zeit, — „fällt mir eine schöne und poetische Sage ein, die mir einst als Knabe ein alter Fischer am Strande erzählte, als ich den von der See ausgeworfenen Bernstein bewunderte. — Die Geister der Tiefe, — die bösen Dämonen, welche sich gegen den Himmel auflehnten, sind zur Strafe an die Felsenriffe im Grunde des Meeres geschmiedet, — und wenn der Schmerz und die Verzweiflung sie übermannt, — dann rütteln sie die alten, schweren Ketten, daß hoch die Wogen empor-

schäumen und das Meer aufrauscht in wildem Kochen, — dann weinen sie die blutigen Thränen der Reue, und diese Thränen tragen die Wellen an's Ufer, — sie sind der dunkle Bernstein, — und wer sie als Schmuck trägt, dem bringen sie Glück und Segen, denn sie haben die brennende Qual der gefesselten Verdammten einen Augenblick gelindert. Dann blicken die Engel des Himmels herab auf die unglücklichen Leidenden in der Tiefe, — die einst ihresgleichen waren, — aus ihren Augen fallen die Thränen des Mitleids herab in das Meer und werden zu Perlen."

„Dein alter Fischer," sagte Marie, „hat Dir da den Stoff zu einem hübschen Gedicht gegeben, — ich werde mir einen Schmuck aus Bernstein und Perlen machen lassen, — er soll mich daran erinnern, daß wir nach dem Beispiel der Engel des Himmels auch dem tiefsten Fall die Thräne des Mitleids nicht versagen dürfen." —

Die Gruppe der älteren Herren war in lebhaftem politischem Gespräch begriffen, — man sprach über die Frage von Krieg und Frieden, denn gerade in jener Zeit gingen Gerüchte über kriegerische Verwickelungen durch die Presse.

„Der Krieg wäre allerdings ein großes Unglück," rief ein starker Herr mit lebhaft geröthetem Gesicht und

blondem Vollbart, — „aber kommen muß er doch einmal, — und je schneller er kommt, — um so besser ist es, — denn um so schneller kommen wir zur Ruhe. Dieser französische Kaiser wird es niemals gutwillig zugeben, daß Deutschland einig und stark wird, — also besser, es kommt schnell zur Entscheidung, als daß unsere große Nation fortwährend ein halbes Leben voll innerer Unruhe und Gährung führt."

„Ich sehe gar nicht ein," erwiederte ein älterer Herr mit weißem, militärisch geschnittenem Bart, indem er sich gerade aufrichtete, — „ich sehe gar nicht ein, was für ein Nutzen aus dieser vielbesprochenen deutschen Einigung kommen soll. Unser altes Preußen ist ein vortrefflicher Staat, der sich wahrhaftig vor Niemand zu schämen braucht, — und es ist groß und mächtig geworden für sich allein — ohne Deutschland, — ja gegen Deutschland, — denn im siebenjährigen Kriege stand ja die Reichsarmee gegen uns, — ich wünsche sehr, daß das so bleiben möge, — schon dieser norddeutsche Bund, der da jetzt geschaffen ist, will mir gar nicht gefallen und wird auch zu nichts Gutem führen, — alle solche Weitläufigkeiten und Schwierigkeiten können die alte preußische Kraft nur lähmen. Da hat der König, wenn er etwas vornehmen will, schon zu Hause das Abgeordnetenhaus und das Herrenhaus zu fragen, —

nun soll er sich auch noch an den Bundesrath und den norddeutschen Reichstag kehren, — ich möchte wohl wissen, was der alte Fritz gesagt hätte, wenn man ihm hätte zumuthen wollen, sich so viel vorräsonniren zu lassen, bevor er einen Befehl gab!"

„Vergessen Sie nicht, alter Freund," sagte Herr von Grabenow freundlich lächelnd, indem er dem Sprechenden leicht auf die Schulter klopfte, — „daß gerade der alte Fritz, — obgleich er gegen das deutsche Reich im Felde stand, doch für den deutschen Geist und den Fortschritt in diesem Geiste schlug, — und daß gerade dadurch Preußen groß und mächtig wurde, daß es immer für Deutschlands Bildung und Freiheit voranging, — wir dürfen das hier im alten Ostpreußen am wenigsten vergessen, — in dem alten Lande des deutschen Ordens."

Der alte Herr schüttelte den Kopf, als wollten ihm die Worte des Herrn von Grabenow durchaus nicht einleuchten.

„Sehen Sie," fuhr der Letztere fort, „ich habe da neulich ganz eigenthümliche Betrachtungen gemacht, als ich das alte deutsche Ordenswappen ansah, das auf den Schlössern aus der Ordenszeit noch vielfach in Stein gehauen ist. Der Orden führte ein schwarzes Kreuz auf weißem Felde, — als die Hochmeister zur Zeit

Hermann's von Salza zur Reichsfürstenwürde erhoben wurden, verlieh der Kaiser dem Ordenswappen den Reichsadler und nun führte der Orden diesen Adler, — den alten einköpfigen Reichsadler mitten auf dem Kreuz. Bei der Auflösung des Ordens ließ das Herzogthum Preußen das Kreuz wegfallen, und es blieb der schwarze Adler im weißen Felde, den später Friedrich I. für das Königreich Preußen annahm, und der Adler, der noch heute auf den Fahnen unserer Armee seine Flügel ausbreitet, ist also recht eigentlich der alte deutsche Reichsadler. Ich habe das Gefühl und die Hoffnung, daß dieser Adler, wie er vom Reich zu Preußen hergeflogen, auch einst seinen Flug wieder zurücknehmen und unsere Fürsten, wie er sie vom Herzogsstuhl zum Königsthron begleitet, endlich zum alten Kaiserthrone des wiedererstehenden deutschen Reiches führen wird."

Er hatte warm gesprochen und blickte, wie inneren Gesichten folgend, über das Meer hin.

Die Uebrigen schwiegen. Der alte Herr aber, der vorhin gesprochen, schüttelte abermals mürrisch den Kopf und sagte: „Das klingt Alles recht schön, — aber ich habe dafür kein Verständniß, — so lange ich lebe, heißt mein Wahlspruch: ‚Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein.'"

Die älteren Damen standen auf und mahnten zur

Heimkehr, da die Luft sich abzukühlen begann, — man wollte Abends in Kallehnen die Jugend noch tanzen lassen, wie das fast immer zum Beschluß jeder geselligen Zusammenkunft in jener Gegend geschieht, — und man hatte noch eine gute Stunde zurückzufahren.

Die Pferde wurden angespannt, — die Geschirre eingepackt, — die Wagen fuhren vor. Man stieg ein, — die älteren Herren und Damen in bequeme Landauer, die jüngere Gesellschaft vertheilte sich nach des Herzens Wahl und Neigung in offene Charabanks.

Der junge Herr von Grabenow hob seine Cousine in seinen kleinen, offenen Wagen, — es verstand sich von selbst, daß die Beiden zusammen fuhren, — man war das so gewohnt, — und die ganze Reihe der Wagen fuhr in die tiefen Schatten des Waldes hinein, — denn man war übereingekommen, diesen Umweg zu machen, um die frische, duftige Kühle der Waldluft bei der Rückfahrt zu genießen.

Bald hallte der stille Wald von den lauten Gesprächen und dem fröhlichen Gelächter der Gesellschaft wieder.

Der junge Grabenow ließ seine Pferde im langsamen Schritt gehen und blieb weit hinter den Uebrigen zurück, — war er doch sicher, sie mit seinen vortrefflichen Thieren schnell wieder einzuholen.

„Ich freue mich unendlich,“ sagte er, „daß Du meine Mutter auf unserer Reise nach der Schweiz begleiten willst, — wie schön wird es sein, wenn wir zusammen diese herrliche, urgewaltige Natur anschauen und von den ewigen Bergen herab auf das niedere Treiben herabsehen, — und dann,“ fuhr er fort, — „meine Mutter will, daß ich sie begleiten soll, — und — es würde mir recht schwer, — recht herzlich schwer geworden sein, mich von Dir zu trennen, — Du bist meine einzige Freundin, — meine einzige Vertraute, — es ist eine so süße, liebe Gewohnheit für mich, mit Dir von Allem zu sprechen, was mein Herz bewegt, — ich hätte es kaum ertragen, Dich so lange nicht zu sehen.“

Der Abend war herabgesunken und obgleich der Mond am Himmel zu leuchten begann, lag doch bereits ziemlich tiefe Dunkelheit auf dem unter hohen Tannen und Laubholzbäumen hinführenden Wege. Der junge Mann konnte das glückliche Lächeln nicht sehen, welches bei seinen Worten über Mariens Gesicht hinglitt, — auch neigte sie sich vornüber und hüllte ihren Kopf wie fröstelnd in ein leichtes Seidentuch.

„Du freust Dich also auf diese Reise?“ fragte sie mit einer Stimme, in welcher eine gewisse freudige Erregung zitterte.

„Sehr,“ erwiederte er, — „da ich sie mit Dir

machen kann, — und dann," sagte er etwas zögernd, — „wenn ich in die Welt hinausgehe, — die Schweiz ist ja in dieser Jahreszeit das große Rendezvous aller Welt, — so taucht in meinem Herzen die Hoffnung auf, — vielleicht eine Spur von Derjenigen zu finden, die ich verloren."

Fräulein Marie neigte ihr Haupt ganz auf die Brust herab, — ein tiefer Seufzer drang aus ihren Lippen und mit leiser Stimme fragte sie:

„Und wenn Du sie wieder findest?"

„Wenn ich sie wieder finde," rief er, seine Hand, welche die Zügel hielt, auf die ihre legend, — „wenn ich sie finde, dann wirst Du Dich überzeugen, wie würdig sie ist, geliebt zu werden, — und auch Du wirst sie lieben."

„Dann werde ich Dir nicht mehr nöthig sein," sagte sie mit scherzendem Ton, durch welchen jedoch eine tiefe Bewegung hindurchklang.

„Wie kannst Du so sprechen!" rief er, — „Deine treue Freundschaft wird mein Glück verschönen, — wie sie meinen Kummer vergoldet hat."

Sie schüttelte langsam den Kopf.

„Die Freundschaft kann die trauernde Liebe trösten," sagte sie mit traurigem Ton, — „der glücklichen Liebe würde sie nur lästig sein, — wenn Deine Hoffnung sich

erfüllt, so werden wir getrennt sein, — und nur noch die Erinnerung wird uns verbinden."

„Niemals, Marie, — niemals!" rief er feurig, — „uns trennen, — wir uns fremd werden, — o, das ist ja unmöglich!"

„Würde Deine Geliebte Dein Herz mit Deiner Freundin theilen wollen?" fragte sie, rasch den Kopf umwendend und ihn voll anblickend.

Im Schimmer des Mondes glänzte ein feuchter Schmelz an den Wimpern ihrer Augen.

Er sah sie einen Augenblick ganz groß und wie erstaunt an, als stiege bei ihren Worten ein ganz neuer und fremder Gedanke in ihm auf, dann zog eine flüchtige Röthe schnell über sein Gesicht, — er schlug die Augen nieder und senkte, ohne zu antworten, den Kopf.

Schweigend fuhren sie eine Zeitlang weiter.

Der Wald wurde immer dichter und dunkler. Das bleiche Licht des Mondes drang kaum durch die hohen Wipfel bis zum Wege durch und nur hie und da zitterten einzelne Lichtstreifen über den Boden.

Herr von Grabenow zog die Zügel an.

„Ich glaube," sagte er, aufmerksam nach allen Seiten umblickend, — „wir sind in einen falschen Seitenweg gerathen, — wir müßten eigentlich schon

durch die Waldecke hindurch sein, — auch ist der rechte Weg breiter und nicht so finster und verwachsen."

„Ein Abenteuer," rief Marie lachend, — „das ist ja eine reizende Abwechslung in diesem gleichmäßig einförmigen Leben, — freilich wird es nicht sehr schauerlich poetisch werden, denn wir haben hier ja weder Räuber noch verzauberte Schlösser, — und ernstlich verirren werden wir uns auch nicht."

„Es ist recht unangenehm," sagte Herr von Grabenow, — „Du bist leicht angezogen —"

„O — ich habe einen Plaid bei mir," sagte sie, — „fürchte nichts für mich, — ich bin nicht so verzärtelt, daß eine so laue Sommernachtluft mir schaden könnte."

„Ich weiß nicht, ob ich umkehren oder weiter fahren soll," sprach er, immer forschend umherblickend, während die Pferde ungeduldig auf dem Wege vorwärts schritten.

Der Wald wurde immer dunkler, — zwischen den hohen, schlanken Tannen standen Gruppen von Buchen und alten Eichen.

„Dort schimmert ein Licht durch die Bäume!" rief plötzlich Fräulein Marie, auf einen Punkt in der dunklen Ferne deutend, „es scheint in der Richtung des Weges zu liegen, — dort wird ein Dorf oder eine Ansiedlung liegen, wo man uns zurechtweisen kann."

In der That zitterte ein dunkelrother Lichtstreif durch die tiefen Schatten der Bäume her, — sehr verschieden von den bleichen, silberweißen Streifen des Mondlichts.

„Es scheinen auch Stimmen von dorther durch die Nacht zu tönen," sagte der junge Mann, — „jedenfalls ist es am besten, dorthin zu fahren, wir werden von dort aus jedenfalls am schnellsten den Weg nach Kallehnen finden."

Er gab den Pferden ein leichtes Zeichen mit dem Zügel, und vorsichtig ausschreitend zogen die edlen Thiere den leichten Wagen fast unhörbar über den glatten, mit Kiefernadeln bedeckten Waldweg dahin.

Der Lichtschein näherte sich immer mehr und wurde immer mächtiger und intensiver, — es glühte wie Flammen durch die Stämme der Bäume und ein rother Schein zitterte am Himmel empor. Lauter und lauter hörte man menschliche Stimmen, — heitere Rufe und Gesang klangen durcheinander, — die Pferde begannen zu zittern bei dieser außergewöhnlichen Erscheinung in der stillen Nacht im tiefen Walde.

Marie schmiegte sich dichter an ihren Vetter.

„Was kann das sein?" fragte sie ängstlich, — „wären wir in einem andern Lande, so könnte man an Räuber, — an Zigeuner denken —"

„Sei ruhig," sagte Herr von Grabenow lächelnd, — „Gefahr ist da nicht zu besorgen, — es werden die Letten sein, die ihre Sonntagstänze im freien Walde halten, — ich habe das als Kind schon zuweilen gesehen, — es ist interessant und merkwürdig, — aber durchaus harmlos."

Man war dem Lichtschein ganz nahe gekommen, — durch die hohen Stämme der Bäume konnte man einen weiten freien Platz erkennen, in dessen Mitte ein großes Feuer brannte, dessen Spitzen hoch zum nächtlichen Himmel emporzüngelten. Ringsum sah man zahlreiche Menschengruppen, deren Schatten phantastisch in riesenhaften Formen auf dem vom Flammenschein und Mondlicht in wunderbar verschiedenen Färbungen beleuchteten dunkelgrünen Hintergrund sich hin und her bewegten.

Herr von Grabenow hielt die Pferde an, sprang vom Wagen und hob seine Cousine mit kräftigem Arm ebenfalls herab. Dann schlang er das Ende der Zügel um einen vorspringenden Ast des Gebüsches, sprach einige freundliche Worte zu seinen Pferden und reichte Fräulein Marie den Arm, um sie durch eine Oeffnung des Unterholzes in die vom Feuerschein erhellte Lichtung zu führen.

Nach wenigen Schritten traten sie zwischen zwei mächtigen Baumstämmen hindurch in den weiten freien

Kreis ein, — sie blieben einen Augenblick erstaunt stehen über den merkwürdigen und pittoresken Anblick, der sich ihnen darbot.

An der einen Seite eines großen freien, fast kreisrunden Platzes stand eine mächtige, uralte Eiche — weithin breitete sich ihre riesige Krone wie ein gewaltiges Dach aus, — der ungeheure Stamm war an vielen Stellen geborsten und zeigte tiefe Höhlungen in das Innere hinein.

Etwas über Manneshöhe waren in diesen Stamm drei nischenartige Vertiefungen eingeschnitten und in diesen Vertiefungen standen drei ziemlich geschickt und kunstvoll aus Holz geschnitzte und bemalte Figuren.

Die erste, rechts stehende stellte einen starken, bärtigen Mann von rother Gesichtsfarbe vor, der in der Hand einen grell gelbroth angemalten, gezackten Blitzstrahl hielt, — in der mittleren Nische sah man einen Jüngling mit weiß und roth gemaltem Gesicht und von Flachs gebildeten Haarlocken; er hielt einen Strauß von Feldblumen und Aehren in der Hand, — links stand die Gestalt eines finsteren Greises mit langem grauem Bart, — eine ringelnde Schlange in der Hand haltend.

Zu den Füßen des mittleren Bildes brannten auf einem Untergestell eine Anzahl kleiner Kerzen, wie man sie vor den Heiligenbildern in den katholischen Kapellen

sieht, auf demselben Untergestell stand eine Schale mit Milch, umgeben von Blumen, Aehren und Feldfrüchten.

Die unteren Aeste der mächtigen Eiche waren mit bunten Tüchern behangen und ebenfalls mit kleinen brennenden Kerzen besteckt.

In der Mitte des weiten Platzes brannte das große, von starken, knorrigen, trockenen Aesten genährte Feuer. In der Nähe desselben sah man eine Anzahl älterer Männer und Frauen gelagert, — einfache Eßwaaren — Eier, kalte graue Erbsen, Speck und geräuchertes Fleisch — lagen auf weißen Tüchern oder füllten jene länglichen Deckelkörbe von Bastgeflecht, welche man in jener Gegend mit dem Namen Lischka bezeichnet und welche die Bauern zu beiden Seiten ihres Pferdes von dem Sattelknopf herabhängend bei sich führen, um ihren Mundvorrath mitzunehmen, wenn sie zu den Märkten in den kleinen Städten und Flecken reiten. Dazwischen standen große und tiefe irdene Schüsseln mit jenem dick eingekochten, etwas gesäuerten und mit gebratenem Speck übergossenen Roggenbrei, welcher in der lettischen Sprache den Namen Kissehl führt und zu einem wesentlichen Nahrungsmittel der Bevölkerung Ostpreußens und Litthauens gehört. Weiter entfernt von dem Feuer bildeten die jungen Burschen und Mädchen Gruppen, theils scherzend und plaudernd, theils den

alten Dainos, den volksthümlichen Liedern, lauschend, welche von einzelnen jungen Leuten mit wohlklingender Stimme in uralten, nur durch die Tradition aufbewahrten, meist wehmüthig klagenden Melodieen gesungen wurden. Ueberall schöpfte man aus großen Henkelkrügen den süßen Meth, ein leichtes, helles Bier. Die jungen Leute waren sämmtlich hohe, schlankgewachsene Gestalten mit hell gefärbten Gesichtern, blauen Augen und fast weißblondem Haar, — die älteren Männer zeigten in ihrer Haltung und Erscheinung würdig einfache Ruhe — alle trugen Anzüge von weißem Leinen, im Allgemeinen von dem Schnitt der Bauerntrachten der Gegend, — die Frauen hatten den Kopf mit runden Hauben bedeckt, — das reiche Haar der Mädchen fiel in dichten Flechten über den Rücken hinab.

Als die älteren Männer am Feuer Herrn von Grabenow und seine Cousine erblickten, sprangen sie schnell auf, — in ihren Mienen zeigte sich lebhaftes Erstaunen, fast ein leichter Schreck, — doch ohne jede Spur eines feindlichen oder drohenden Ausdrucks.

Ein alter Mann von imponirendem Wesen trat den beiden jungen Leuten langsam entgegen, — die Unterhaltung stockte in allen Gruppen, — die Sänger schwiegen und alle Blicke richteten sich neugierig und

erwartungsvoll auf die so plötzlich in den hellen Lichtkreis Eintretenden.

Herr von Grabenow schritt rasch auf den Alten zu, während Fräulein Marie einige Schritte zurückblieb, mit ihren großen im Feuerschein glänzenden Augen die malerische Szene überblickend.

„Wir haben uns im Walde verirrt," sagte der junge Mann, — „wir sahen den Schein Eures Feuers und sind demselben gefolgt, — wollt Ihr so gut sein, uns den rechten und kürzesten Weg nach Kallehnen zu zeigen?"

Der Alte nahm ehrerbietig seine leichte Mütze ab und sagte mit einer sanften, wohlklingenden, etwas hohen Stimme:

„Ich kenne Sie wohl, — Sie sind der junge Herr von Kallehnen, — es ist uns eine Freude, Sie auf den rechten Weg zu führen, — wir sind die Bauern von Rankuhnen — und feiern hier unser Vorerntefest, — der Schnitt soll morgen beginnen und da ist es alte Sitte, vor der ernsten Arbeit noch einmal fröhlich zusammenzukommen. Dürfen wir Ihnen und dem Fräulein," fügte er hinzu, — „eine kleine Stärkung anbieten, — wie wir sie haben, — einen Krug Meth und einen kleinen Imbiß?"

Es wäre nach der Sitte der Gegend eine Kränkung gewesen, dieß Anerbieten zurückzuweisen, — Herr von Grabenow wendete sich zu seiner Cousine, führte sie in den Kreis am Feuer und Beide genossen einen Bissen Brod und einen Schluck des leichten, moussirenden Honigbiers.

Fräulein Marie blickte mit forschender Neugier auf die alte, mit Bändern, Tüchern und Kerzen geschmückte Eiche.

„Wie hübsch das aussieht!“ sagte sie, — „fast wie ein großer natürlicher Weihnachtsbaum, — was bedeutet dieser Schmuck der Zweige und die Bilder in den Nischen des Baumes?“

Der Alte zögerte ein wenig mit der Antwort — eine gewisse Verlegenheit zeigte sich auf den Gesichtern der Umstehenden.

„Das ist so eine alte Sitte am Vorerntefest,“ sagte er dann, — „das kommt von langen Zeiten her, — von den Vätern auf die Kinder, — sehen Sie, gnädiges Fräulein, es ist so der Glaube unter uns, daß es Kräfte in der Natur gibt, welche den Arbeiten der Menschen förderlich oder schädlich sind, — und mit denen man sich gut stellen muß, wenn die Arbeit gelingen soll, — da ist zum Beispiel das Bild dort in der Mitte, — das bedeutet die Fruchtbarkeit, — das

schmücken wir nun, bevor wir den Schnitt der Feldfrüchte beginnen, mit Blumen und Aehren, — es ist ein alter Brauch, — zwar schilt der Herr Pastor, wenn er von so Etwas hört, — aber ich möchte doch nicht, daß die Sitte nicht beachtet würde; jedesmal," fuhr er ernster fort, — „wenn man den alten Gebrauch einmal versäumte, so hat es ein Unglück bei der Ernte gegeben."

Herr von Grabenow klopfte dem Alten freundlich lächelnd auf die Schulter.

„Nun, nun," sagte er, — „vor uns braucht ihr euch nicht zu scheuen, — wir werden euch nicht verrathen, — aber ihr seid doch noch ein wenig Heiden und das sind dort die alten litthauischen Götter —"

„Gott soll mich bewahren, junger Herr!" rief der Alte ganz erschrocken, — „wir sind so gute Christen, als irgend Einer, — das sind so alte Gebräuche, — aber gewiß und wahrhaftig kein heidnischer Gottesdienst!"

Herr von Grabenow war mit seiner Cousine an die Eiche herangetreten.

„Siehst Du," sagte er, — „dort rechts, das ist Perkunos, der Gott des Donners, dem man einst die gefangenen Feinde opferte, — in der Mitte steht Potrimpos, der Gott der Fruchtbarkeit, des blühenden Lebens, — ihm brachte man Milch, Blumen und Früchte dar, — und hier links, das ist der Todesgott Pikollos,

— da ist die ganze altlitthauische Mythologie beisammen, — und auch ebenso wurden in den alten heidnischen Zeiten die Bäume geschmückt, welche die Götterbilder trugen, — die heiligen Bäume bildeten den Altar, und die Sitte unserer Christbäume stammt gewiß auch aus der Uebertragung jenes alten Kultus in die erste Zeit der Verbreitung des Christenthums."

Die jungen Leute aus den verschiedenen Gruppen waren herangetreten und hörten aufmerksam den Worten des Herrn von Grabenow zu, während seine Cousine mit großem Interesse die alten Bilder an dem Baume betrachtete.

„Das mag wohl Alles so sein, wie Sie da sagen, junger Herr," sprach der Alte, — „aber — wahrhaftig — wir denken uns nichts dabei und treiben gewiß und wahrhaftig keinen Götzendienst mit den Bildern, — aber," fügte er hinzu, — „es gibt doch wunderbare Kräfte in der Natur, — und," sagte er ernst, — „es ist gut, an alten Sitten festzuhalten, denn es bringt Unheil, sie zu verletzen."

„Ich hörte vorhin singen, — es waren so ansprechende Melodieen," sagte Marie, — „ich habe schon oft von den schönen alten Liedern gehört, — könnte ich —"

„Einer eurer Sänger singt uns gewiß ein Lied vor, nicht wahr?" fragte Herr von Grabenow.

„Unsere Lieder sind meist litthauisch,“ sagte der Alte, — „doch haben wir auch einige deutsche,“ — er winkte einem jungen Burschen, welcher mit freiem, ungezwungenem Anstand herantrat.

„Die jungen Herrschaften möchten ein Lied hören,“ sprach der Alte.

Der junge Bauer verneigte sich leicht, die Uebrigen stellten sich im Halbkreis um ihn und mit voller, reiner Stimme begann er nach einer eigenthümlichen, weichen Melodie ein Lied zu singen, dessen Refrain die Uebrigen vollstimmig wiederholten:

„Es sattelt der Knabe sein braunes Pferd,
In den blutigen Krieg zu reiten,
Er hängt um die Schulter sein blankes Schwert,
Mit dem drohenden Feinde zu streiten:
— Die ewigen Götter im Wolkenschooß
Sie werfen den Menschen das wechselnde Loos.

Es spinnet das Mädchen den Faden so fein,
Sie spinnet mit fleißigen Händen.
Es soll das Gespinnst ihr Brautkleid sein,
Sie möchte es eilig vollenden:
— Die ewigen Götter im Wolkenschooß
Sie werfen den Menschen das wechselnde Loos.

Er küßt ihr den Mund und die Augen so hell,
Bald siehst Du, Geliebte, mich wieder!
Sie spinnet so emsig, sie webet so schnell
Das Kleid für die bräutlichen Glieder:
— Die ewigen Götter im Wolkenschooß
Sie werfen den Menschen das wechselnde Loos.

Das braune Rößlein, es kam allein
So wund und traurig zum Stalle. —
Nie schmückt Dich, Du armes Mägdelein,
Dein Kleid in der festlichen Halle:
Es warfen die Götter im Wolkenschooß
Dem blühenden Knaben das Todesloos.

Sie nähte ihr Kleid mit fleißiger Hand,
So still ohne Weinen und Klagen. —
Sie haben im schneeigen Brautgewand
Das Mägdlein zu Grabe getragen. —
Es führen die Götter in Himmelshöhn
Die Liebe zu fröhlichem Wiedersehn!"

„Wie wunderbar ansprechend ist diese Melodie!" rief Marie, als der Sänger geendet, — „habt Ihr das nicht aufgeschrieben?"

„Nein," sagte der junge Bursche bescheiden, — „wir lernen unsere Lieder Einer vom Andern, — das vererbt sich so vom Vater auf den Sohn —"

„Alle diese Lieder und ihre Melodieen sind uralt," sagte Herr von Grabenow, — „so recht eigentliche Volkslieder, — wir wollen morgen versuchen, ob wir die Melodie nicht festhalten können, — doch," fuhr er fort, sich an den Alten wendend, — „in eurem Stamm leben ja auch noch andere wunderbare Ueberlieferungen, — man hat mir gesagt, ihr könntet das künftige Schicksal der Menschen aus ihrer Hand und ihren Augen lesen —"

„Ja," sagte der Alte etwas zögernd, — „einige von unseren Frauen haben den Blick dafür, und sie theilen die Zeichen, wie sie sie von den älteren Geschlechtern gelernt, wieder den jüngeren mit, — aber," fuhr er ernst fort, — „man soll das eigentlich nicht thun, — der Herr Pfarrer ist sehr böse, wenn er davon hört, — und er hat Recht, — denn die Vorsehung hat dem menschlichen Blick die Zukunft verschlossen und man soll diesen Willen achten."

Herr von Grabenow war in tiefes Nachdenken versunken. Ein schmerzlich ernster Ausdruck erschien auf seinem Gesicht.

„Wenn aber Kummer die Seele belastet, — wenn bange Zweifel das Herz quälen," sprach er halb für sich, halb zu dem Alten, — „ist es da nicht eine Wohlthat, einen Blick in die Zukunft zu thun? — würde nicht dieser Blick Trost und Kraft zum Leben geben? — Ich bitte Euch," rief er lebhaft, — „laßt mich eine Probe Eurer Kunst sehen, — ich werde Euch herzlich dankbar sein — und," fügte er mit einem flüchtigen Lächeln hinzu, — „ich werde Euch nicht verrathen."

Der Bauer winkte eine alte Frau heran, deren hohe, schlanke Gestalt durch die Last der Jahre etwas gebeugt war; ihr Gesicht, obgleich welk und gerunzelt, zeigte doch noch die frischen Farben, welche ihrem Stamme

eigenthümlich sind, und unter den dichten, tief in die Stirne herabreichenden Haaren, welche fast eben so weiß waren, als die sie umschließende Haube, blickten die großen blauen Augen voll sprühenden Feuers hervor.

Sie blickte zuerst lange in das Gesicht des jungen Mannes, dann ergriff sie seine Hand und prüfte genau deren Linien. Fräulein von Berkow stand in ihren Plaid gehüllt daneben, mit lebhafter Spannung die alte Frau betrachtend.

„Sie sind traurig und unglücklich, junger Herr,“ sagte diese, immer aufmerksam in die offene Hand des Herrn von Grabenow blickend, — „obgleich Sie reich und vornehm sind und Ihnen Nichts zum Glück des Lebens fehlt, — aber Sie lieben, — Sie haben fern von hier eine Blume gefunden, die Sie an Ihrer Brust getragen, die Sie mit aller Wärme Ihres Herzens gehegt und gepflegt haben, — diese Blume haben Sie verloren, — das macht Sie traurig — unruhig, — Sie suchen,“ — sagte sie ein wenig zögernd, indem sie immer aufmerksamer in die Hand des jungen Mannes blickte —

„Und werde ich die verlorene Blume wiederfinden?“ fragte Herr von Grabenow mit vor Aufregung zitternder Stimme, indem er brennenden Blickes die alte Frau ansah.

Diese verfolgte schweigend die Linien der Handfläche — dann schüttelte sie langsam den Kopf.

„Nein,“ sagte sie ernst und bestimmt, — „jene Blume in der Ferne hat für Sie ausgeblüht, — Sie werden sie vielleicht noch einmal erblicken, aber sie bleibt auf immer für Sie verloren!“

Herr von Grabenow senkte traurig, wie gebrochen, seinen Kopf auf die Brust.

Ueber die Lippen seiner Cousine zuckte es fast wie ein Lächeln, sie schlug die Augen, welche forschend auf der alten Frau geruht hatten, zu Boden.

„Doch,“ fuhr diese fort, indem sie mit mitleidiger Theilnahme Herrn von Grabenow ansah, — „doch darum wird Ihr Leben nicht ohne Blumen sein, — schon erschließt sich eine neue Blüte in Ihrem Herzen, — sie wird voller und voller sich öffnen und Ihrem Leben reiches Glück bringen.“

Fräulein Marie trat einen Schritt zurück, der sie mehr in den Schatten eines großen Baumes brachte. Wie fröstelnd hüllte sie sich dichter in den Plaid, so daß ihr Gesicht halb in den Falten des Ueberwurfes verschwand.

Herr von Grabenow blickte in tiefem Sinnen vor sich hin.

„Und diese zweite Blüte?“ fragte er dann.

„Sie ist nicht fern von Ihnen," sagte die Alte mit einem kaum bemerkbaren schnellen Seitenblick auf die junge Dame.

„Wo aber und wann werde ich —?" fragte der junge Mann tief aufathmend mit beklommenem Ton.

„Es ist mir nicht vergönnt, junger Herr," sagte die alte Frau mit ernster Würde, „Namen und Zeiten zu lesen, — aber fern ist der Augenblick nicht mehr, in welchem die neue Blüte sich Ihnen in voller Herrlichkeit öffnen wird, — und merken Sie auf ein untrügliches Zeichen: Sie werden sie in Ihren Armen emporheben und an Ihrem Herzen tragen."

„Wie das?" fragte Herr von Grabenow ganz verwirrt, indem sein Blick sich zu seiner Cousine wendete.

„Ich habe Ihnen gesagt," erwiederte die Alte zurücktretend, „was mir zu sehen erlaubt worden, — mein Blick verdunkelt sich, — fragen Sie mich nicht mehr, denn ich vermag nichts mehr zu erkennen, — ich sehe nur, daß die Linie Ihres Lebens, nachdem sie früh eine kurze Wendung gemacht, in schönem und reinem Bogen ausläuft."

Herr von Grabenow wendete sich zu seiner Cousine.

„Willst Du nicht auch einen Blick in Deine Zukunft thun?" fragte er.

„Nein," erwiederte Fräulein Marie kurz, indem sie

sich noch tiefer in ihren Plaid hüllte; — „ich fange an die kalte Nachtluft zu spüren," sagte sie weiter, — „laß uns nach Hause fahren, — man könnte unruhig um uns werden."

Der junge Mann trank noch einmal aus dem dargereichten Methkrug, drückte dem Alten die Hand und führte seine Cousine zum Wagen zurück.

Ein junger Bursche begleitete sie bis zum Saume des Waldes auf die große Straße; dort entließ ihn Herr von Grabenow, der den Weg genau wiedererkannte, und in schnellem Trabe eilten die Pferde dem Schlosse von Kallehnen zu.

Die beiden jungen Leute sprachen kein Wort, — Fräulein Marie hüllte sich in ihren weiten Ueberwurf und kauerte wie fröstelnd in tiefes Nachsinnen versunken neben ihrem Vetter.

Bald rollte der leichte Wagen in den Hof des Schlosses, aus dessen hellerleuchteten und geöffneten Fenstern laute und fröhliche Stimmen erschallten.

Herr von Grabenow sprang herab, — reichte seiner Cousine die Hand und Beide stiegen die breite Treppe hinauf.

Da plötzlich knickte Marie mit einem Schmerzensruf zusammen.

„Mein Gott," rief ihr Vetter erschrocken, „was hast Du?"

„O, es ist nichts," sagte sie lächelnd, indem sie sich mit der Hand auf die Stufen stützte, — „es ist nichts, — ich habe den Fuß übergetreten, es ist ein heftiger Schmerz in der Sehne des Gelenks, — es ist schon vorüber."

Sie wollte sich erheben, — aber der Fuß versagte den Dienst und sie brach wieder zusammen.

Rasch bückte sich der junge Mann, erfaßte sie mit seinen Armen, hob sie empor und trug sie schnell und leicht die Treppe hinauf.

Die Gesellschaft eilte erstaunt den Ankommenden entgegen, als sie in dieser außergewöhnlichen Weise im Saal erschienen.

Alles drängte sich um die junge Dame, welche Herr von Grabenow auf ein Sopha niederlegte und welche lächelnd und scherzend ihren Unfall erklärte.

„— Ich werde in der Nacht kalte Umschläge machen," sagte sie, — „wir bleiben ja doch bis morgen hier, — dann wird die kleine Sehnenverrenkung vorüber sein, — wir haben uns verirrt und so viel Interessantes gesehen, — daß ich um dieses seltenen romantischen Genusses willen gern den kleinen Schmerz in den Kauf nehme."

Herr von Grabenow erzählte von der Begegnung mit den Letten im Walde, man sprach über die Eigen-

thümlichkeiten dieses Volksstammes, — und bald nahm die Jugend ihre Tänze, die älteren Herren und Damen ihre Unterhaltungen wieder auf.

Der junge Grabenow war neben dem Sopha seiner Cousine stehen geblieben und sah schweigend in das Treiben der bewegten Gruppen im Saal.

Plötzlich zuckte er zusammen wie von einem Gedanken erfaßt, — er starrte einen Augenblick zu Boden, und leise, kaum die Lippen bewegend, flüsterte er vor sich hin:

„Sie werden sie in Ihren Armen emporheben und an Ihrem Herzen tragen.“

So leise diese Worte gesprochen waren, Fräulein von Berkow mußte sie gehört haben, denn ein dunkles Roth glühte in ihrem Gesicht auf, — ein schneller, strahlender Blick von wunderbar eigenthümlichem Ausdruck blitzte aus ihren rasch aufgeschlagenen Augen zu ihrem Vetter empor, — dann drückte sie ihre beiden Hände auf die Stirn.

„Der Schmerz wird heftiger, — ich möchte mich zurückziehen,“ sprach sie mit einer fast tonlosen Stimme.

„Ich will Dich auf Dein Zimmer tragen,“ sagte Herr von Grabenow, indem er schnell zu ihr herantrat.

„Nein — nein,“ rief sie erschrocken abwehrend, — „ich danke Dir,“ fügte sie freundlich hinzu, — „aber es

wird mir weniger schmerzhaft sein, wenn man mich mit dem Sopha forträgt."

Zwei Diener kamen auf den Wink des jungen Mannes heran; seine Mutter und Frau von Berkow begleiteten Fräulein Marie, welche auf dem Sopha liegend in ihr Zimmer gebracht wurde; bald kamen die Damen zurück und versicherten, daß es nichts Ernstes sei und morgen Alles vorüber sein werde.

Nach einer Stunde trennte sich die Gesellschaft.

Herr von Grabenow saß noch lange am offenen Fenster seines Zimmers, blickte über die weiße Düne und das mondbeglänzte Meer hin und träumte, halb wachend und halb schlafend, wunderbare Träume, in denen ihm die Gestalt Julia's erschien, von fernher über die Wellen daherschwebend, — sehnsuchtsvoll breitete er ihr die Arme entgegen, — aber je näher sie kam, um so mehr veränderte sich unmerklich die Gestalt, — sie nahm die Züge Mariens an, — Mariens Augen blickten ihm so treu und theilnahmsvoll entgegen, — er sank zu ihren Füßen und ergriff ihre Hand, und Glück und Schmerz vereinigten sich in seinem Herzen zu einem wunderbar gemischten Gefühl.

Der Tag dämmerte bereits am Horizont herauf, als er endlich aus diesem Zustand sich emporriß und sein Lager aufsuchte.

Siebenzehntes Kapitel.

Das alte Schloß von Fontainebleau, das sonst, umgeben von seinen dunklen schattigen Parkwaldungen, in tiefer Stille und Ruhe daliegt, war erfüllt von Leben und Bewegung, denn die kaiserlichen Majestäten von Frankreich hatten hier ihre Residenz aufgeschlagen.

In dem Hof eilten Lakaien in ihren grün- und goldenen Livréen hin und her; die Hundertgarden schritten auf und nieder; Doppelposten hatten die Eingänge zu jenem historischen Ehrenhof besetzt, in welchem der große Kaiser einst von seiner alten Garde den so schmerzvoll bewegten Abschied nahm; Adjutanten und Ordonnanzoffiziere standen im Gespräch auf dem Vorplatz; Kuriere eilten zwischen der Bahnhofsstation und dem Schloß hin und zurück; in den offenen leichten Wagen fuhren die Damen des Hofes, geleitet von den Kavalieren zu Pferde, durch den Park.

Alles athmete jenes großartig bewegte und doch

scheinbar so ruhig und gleichmäßig geordnete Leben der großen Höfe, welche die Blüten des Reichthums und der Eleganz in sich vereinen und zugleich den Mittelpunkt bilden für alle jene tausend Fäden, welche die wichtigsten Interessen eines großen Staates lenken und die Verbindungen mit den übrigen Großmächten Europas herstellen.

Es war die Zeit zwischen dem Frühstück und dem Diner, und das so mannigfach bewegte Treiben des Hofes schien eine Zeitlang zu ruhen, — das Leben hatte sich in's Innere des Schlosses zurückgezogen.

In einem tief schattigen Gang des Parkes ritt der Kaiser Napoleon III. und die Kaiserin Eugenie langsam dem Schlosse zu, während ein Reitknecht in der geschmackvoll einfachen Livrée des Marstalls in ziemlich weiter Entfernung folgte. Der Kaiser trug einen Morgenanzug von dunklem Sommerstoff; die Farbe seines Gesichts war von der frischen Waldluft leicht geröthet; sein weit geöffnetes Auge blickte frischer und freier als sonst in das dunkle Grün der tiefen Waldesschatten, welche rechts und links von dem Wege sich ausbreiteten. Er sah jünger als sonst aus, wie immer, wenn er zu Pferde saß; man erkannte in seiner Haltung noch den gewandten und vortrefflichen Reiter, der er in seiner Jugend gewesen.

Die Kaiserin trug ein dunkelblaues Reitkleid mit einem kleinen schwarzen Hut und blauem Schleier. Die klassische Schönheit ihres Gesichts trat in diesem einfachen kleidsamen Anzug in der Umgebung der frischen und großartigen Natur noch lebhafter hervor, als in der großen Toilette des Salons.

„Ich freue mich," sagte die Kaiserin, indem sie mit leichtem Zügeldruck ihr unruhig vorstrebendes Pferd zurückhielt, „daß endlich diese Zeit der trägen Ruhe und der dumpfen Vorbereitung zu Ende geht, daß endlich der kaiserliche Adler wieder seine Schwingen entfalten und der Welt zeigen kann, wie seine Fänge noch mächtig und kraftvoll genug sind. — Mich hat der innere Zorn verzehrt, wenn ich sehen mußte, wie man von allen Seiten es wagt, uns zu verhöhnen, wenn ich fortwährend gezwungen war, eine lächelnde Miene zu zeigen, gegen unsere bittersten Feinde freundlich zu sein. Wie weit muß es gekommen sein, wie tief muß das Vertrauen in die Macht des Kaiserreichs erschüttert worden sein, wenn man es hat wagen können, bei der öffentlichen Preisvertheilung im Lycée Bonaparte unsern armen kleinen Louis, der doch wahrlich Niemanden jemals etwas zu Leide gethan hat, zu beleidigen und zu verhöhnen!"

„Sie legen," sagte der Kaiser ruhig, „diesem klei-

nen unbedeutenden Vorfall ein zu großes Gewicht bei. Es war vielleicht keine richtige Maßregel, die Preise für die Schüler durch den Prinzen vertheilen zu lassen, der ja selbst noch ein Schüler ist, denn die Jugend ist demokratisch und erkennt keine Rangunterschiede an. In den jugendlichen Herzen lebt noch zu tief das Gefühl der allgemeinen menschlichen Gleichheit, und jeder dieser Knaben, der in seinen stillen Hoffnungen das Höchste zu erreichen träumt, mag keine Superiorität der Geburt anerkennen."

„O, es ist nicht das," rief die Kaiserin, „es ist nicht dieser natürliche knabenhafte Stolz, welcher die Szene im Lycée hervorgerufen hat, es war eine wohl durchdachte, vorbereitete Demonstration, durch welche man die Probe machen wollte, wie weit man es wagen könne, die kaiserliche Autorität zu beleidigen. Man hat einen Knaben dazu gewählt, den man doch nicht anders strafen kann, als durch Ausschließung aus der Schule."

„Diese Strafe hat man verhängt," sagte der Kaiser. — „Aber ich habe sie wieder aufgehoben und habe befohlen, daß der junge Cavaignac sofort wieder in das Lyceum aufgenommen werden soll."

„Das haben Sie befohlen, Louis?!" rief die Kaiserin, mit raschem Ruck ihr Pferd parirend und ihren Gemahl halb erzürnt, halb erstaunt anblickend. „Das

ist ein Akt der Großmuth, der an Schwäche grenzt! Soll unser armer, öffentlich gekränkter und beleidigter Sohn ohne Genugthuung bleiben?“

Der Kaiser, welcher ebenfalls langsam und ruhig sein Pferd angehalten hatte, blickte zu seiner Gemahlin hinüber und sprach, indem er die Spitzen seines Schnurrbarts durch die Finger gleiten ließ:

„Sie werden nicht wollen, daß der Kaiser der Franzosen einen jungen Schüler des Lycée Bonaparte als einen politischen Gegner anerkennen soll. Ich würde diesen Knaben, wenn ich seine Ausschließung billigte, zu einer politischen Größe erheben, und mich selbst tief erniedrigen. — Außerdem,“ fügte er hinzu, indem er sinnend auf den Kopf seines Pferdes niedersah, „achte ich das Gefühl des jungen Menschen. Denn wäre ich der Sohn Cavaignac's, ich würde ebenfalls keinen Preis aus der Hand des Sohns Napoleon's annehmen. Man muß auch seine Gegner gerecht beurtheilen, denn nur dann kann man sie überwinden und vielleicht gewinnen.“

Die Kaiserin schien etwas erwiedern zu wollen, doch unterdrückte sie ihre Aufwallung und ritt schweigend neben ihrem Gemahl weiter.

„Seien Sie übrigens ganz ruhig,“ sagte der Kaiser nach einer Pause, „meine Vorbereitungen vollenden

sich immer mehr, und in nicht langer Zeit werde ich der Welt anders als durch Strafmaßregeln gegen einen unartigen Schüler beweisen, daß meine Kraft noch ungebrochen ist und daß Frankreich den Willen und die Macht hat, seine erste Stellung unter den Mächten Europas aufrecht zu erhalten. Die Königin Isabella kommt nach San Sebastian, wir werden dann in Biarritz sein und eine persönliche Zusammenkunft soll den Vertrag besiegeln, durch welchen ich das treulose Italien im Schach halten will, während die militärische Macht Frankreichs nach anderer Seite hin sich entfalten wird."

Die Augen der Kaiserin leuchteten auf.

„Sie haben mich früher etwas von Ihren Plänen ahnen lassen," sagte sie, „und was Sie mir jetzt sagen, macht mich unendlich glücklich, denn es läßt mich das Ziel erkennen, nach welchem meine ganze Seele sich sehnt: die endliche Demüthigung dieses übermüthigen Preußens, das es gewagt hat, Frankreich zu ignoriren und ohne unsere Zustimmung alle Verhältnisse in Europa umzustürzen."

„Warten Sie nur noch kurze Zeit," sagte der Kaiser lächelnd, „und Sie werden zufrieden sein. — Alles fällt Dem zu, der zu warten versteht. Und zum Warten gehört Geduld und Verstellung. Lassen Sie daher Ihre Gedanken und Ihre Wünsche ebenso, wie

ich es thue, in den innersten Tiefen Ihres Herzens verschlossen bleiben. Lassen Sie auf Ihrer schönen Stirn keine Wolke erscheinen, lassen Sie auch nie das Lächeln von Ihren Lippen verschwinden, denn je mehr Sicherheit und Vertrauen wir unsern Gegnern einflößen, um so fester und vernichtender werden wir sie treffen, wenn der Augenblick des Handelns gekommen ist."

„Verlassen Sie sich auf mich," sagte die Kaiserin, „ich werde Ihnen zeigen, daß auch ich zu warten verstehe."

„Wir wollen den armen Grafen Goltz besuchen," sagte der Kaiser. „Es soll ihm etwas besser gehen, und es würde mich in der That sehr freuen, wenn er von dieser entsetzlichen Krankheit geheilt würde, an der schon sein Vater gestorben ist. Jede Aufmerksamkeit, die wir ihm beweisen, wird ihn äußerst glücklich machen," fügte er mit einem eigenthümlichen Lächeln und einem schnellen Seitenblick auf seine Gemahlin hinzu — „und außerdem wird man dieß in Berlin für einen neuen Beweis unserer freundschaftlichen und friedlichen Gesinnung ansehen."

Sie waren an das Ende des Parks gekommen; Lakaien eilten ihnen entgegen; der Kaiser stieg vom Pferde, reichte seiner Gemahlin artig die Hand, und während die Reitknechte die Pferde fortführten, gingen

die beiden Majestäten nach einem Seiteneingang des Schlosses, durchschritten einen weiten Korridor und traten durch ein Vorzimmer, dessen Thür der diensttthuende Huissier ihnen öffnete, in ein ziemlich großes, mit höchster Eleganz und allem möglichen Comfort eingerichtetes Gemach, dessen hohe Fenster halb durch dunkle Vorhänge verhüllt waren.

Auf einem breiten und bequemen Ruhebett neben einem großen mit Büchern und Briefen bedeckten Tisch lag, in einen weiten Hausrock gehüllt, der preußische Botschafter am französischen Hofe, Graf von der Goltz, welcher seit dem vorigen Jahre am Zungenkrebs erkrankt war, und welchen der Kaiser eingeladen hatte, seinen Aufenthalt in der Stille und der gesunden Luft von Fontainebleau zu nehmen. Das scharf markirte Gesicht des Grafen mit dem kurz geschnittenen grauen Haar und dem ebenfalls ergrauten Schnurrbart war bleich und mager und trug den Ausdruck körperlichen Leidens und geistiger Niedergeschlagenheit.

Neben dem Grafen stand sein Arzt, Herr van Schmidt, der seit einigen Monaten seine Behandlung übernommen hatte und der behauptete, während seines mehrjährigen Aufenthalts in Indien von den Brahminen ein unfehlbares Mittel gegen alle Krebskrankheiten erhalten zu haben.

Herr van Schmidt, ein noch junger, blonder, kräftig und schlank gewachsener Mensch, war damit beschäftigt, aus verschiedenen Ingredienzien in einem Krystallglase einen Trank zu mischen, dessen eigenthümlich scharfes Aroma den Raum erfüllte.

Beim Eintritt der kaiserlichen Herrschaften überflog eine schnelle Röthe das bleiche Gesicht des Botschafters. Seine Augen füllten sich mit lebhaftem, fast fieberhaft schimmerndem Glanz. Er machte eine schnelle Bewegung, um sich von seinem Ruhebette zu erheben, während der Doktor van Schmidt ehrerbietig zur Seite trat.

Rasch schritt der Kaiser auf den Grafen zu und drückte ihn mit einer Bewegung voll freundlicher Herzlichkeit wieder auf sein Lager zurück.

„Sie dürfen sich in keiner Weise derangiren, mein lieber Graf," sagte Napoleon mit jenem so ungemein sympathisch anklingenden Ton der Stimme, durch welchen er in der Unterhaltung einen unwiderstehlichen Zauber auszuüben verstand — „Sie dürfen sich keinen Augenblick derangiren, wenn alte Freunde Sie besuchen, um sich nach Ihrem Befinden zu erkundigen und um sich selbst zu überzeugen, daß die Nachrichten über das günstige Fortschreiten Ihrer Genesung wirklich begründet sind."

Die Kaiserin war ebenfalls herangetreten, reichte dem Grafen ihre schlanke weiße Hand und sagte mit anmuthig liebenswürdigem Lächeln:

„Ohne zu fragen, sehe ich, daß Ihre Besserung fortschreitet. Sie sind noch angegriffen, aber Ihr Blick ist wieder kräftig und frei. Und wir können Ihrem Arzt nicht dankbar genug sein," fügte sie mit leichter Neigung des Kopfes sich zu dem Doktor van Schmidt wendend hinzu, „für das, was er gethan hat, um uns einen alten und lieben Freund und Ihrem königlichen Herrn einen so treuen und ausgezeichneten Diener zu erhalten."

„Wenn etwas meine Genesung beschleunigen kann," sagte der Graf, indem er abermals einen Versuch machte, sich zu erheben, den der Kaiser dadurch vereitelte, daß er ihn mit den beiden Händen auf sein Lager zurückdrückte, — „wenn etwas meine Genesung befördern kann, so ist es die Gnade und die huldvolle Theilnahme, welche Eure Majestät mir beweisen. Ich habe in der That," fuhr er fort, „wieder einige Hoffnung gefaßt, von diesem entsetzlichen Leiden befreit zu werden und dem Leben erhalten zu bleiben. Die Mittel des Doktors van Schmidt sind von einer vortrefflichen Wirkung, und wenn die Kur so fortschreitet, so wird die Wunde meiner Zunge vielleicht in einigen Monaten vollständig geheilt sein."

„Ich habe mit höchstem Interesse von Ihrer Kur gehört, mein Herr," sagte Napoleon, sich an den Doktor van Schmidt wendend. „Es wäre ein Glück für die ganze Menschheit, wenn Ihre Mittel sich bewährten und wenn dieses so schmerzliche Leiden dadurch seines verderblichen und zerstörenden Charakters entkleidet würde."

„Sire," sagte der Doktor, bis auf einige Schritte an den Kaiser herantretend, „ich bin von der Sicherheit des Erfolges meiner Mittel vollkommen überzeugt. Man hat bisher den Krebs in Europa für eine unheilbare Krankheit gehalten, weil man denselben nur äußerlich und chirurgisch behandelt hat, ohne auf die Quelle des Leidens, d. h. den Giftstoff im Blut zurückzugehen. Gelingt es, diesen Stoff zu zerstören, so heilt die Wunde wie jede andere, und die Krankheit verliert vollständig ihre gefährliche Natur. Die alten Priester des Brahma in Indien haben in gewissen Kräutern ein Spezifikum gegen den Giftstoff im Blut gefunden, welcher den Krebs erzeugt, ähnlich wie das Chinin das kalte Fieber heilt, und wie man für andere den Organismus zerstörende Krankheiten ebenfalls auf empirischem Wege spezifisch heilende Mittel gefunden hat."

„Ich werde mit dem höchsten Interesse von den Fortschritten Ihrer Kur Kenntniß nehmen," sagte Na-

poleon, artig das Haupt neigend — „und Sie, mein lieber Graf," fuhr er, sich zu dem Botschafter wendend, fort, „bitte ich, den Muth nicht aufzugeben, und vor allen Dingen den Humor und die gute Laune nicht zu verlieren, welche ganz besonders nöthig sind, um die Heilkräfte der Natur zu unterstützen."

„Dieser Augenblick," sagte der Graf von der Goltz mit bewegter Stimme, indem sein Blick mit glückstrahlendem Ausdruck an den edlen und schönen Zügen der Kaiserin hing, „dieser Augenblick erfüllt mich mit so viel Glück und Freude, daß ich auf lange hinaus die Kraft haben werde, die Genesung des kranken Körpers durch die Heiterkeit und Freudigkeit der Seele zu unterstützen."

„Wenn Sie nach Berlin schreiben," sagte Napoleon, indem seine Augenlider sich senkten und sein Blick sich verschleierte, „so bitte ich Sie, nicht zu unterlassen, dorthin mitzutheilen, wie innigen Antheil ich an Ihrer Genesung nehme, nicht nur, weil Sie uns ein lieber Freund sind, sondern auch, weil Sie es stets verstanden haben, mit so viel Eifer, Takt und Geschick die aufrichtigen freundschaftlichen Beziehungen zu pflegen, welche mich mit Ihrem Könige verbinden, und welche ich von ganzem Herzen für mich zu erhalten und stets fester zu knüpfen wünsche."

Er reichte dem Grafen die Hand, die Kaiserin grüßte denselben mit unendlich liebenswürdigem Lächeln, und beide Majestäten verließen das Zimmer, um sich in ihre Gemächer in dem Mitteltheile des Schlosses zurückzubegeben.

Als der Kaiser in sein Kabinet eingetreten war, schritt er einige Augenblicke in tiefen Gedanken auf und nieder. Er war heiterer noch hier allein und unbeobachtet in seinem Zimmer, als er es draußen in der freien, sonnig lachenden Natur gewesen war.

Mit rascher Handbewegung kräuselte er den grauen Schnurrbart und freudige Genugthuung leuchtete aus seinen Augen, die er hier, wo Niemand zugegen war, frei und offen mit glänzenden phosphoreszirenden Blicken umherschweifen ließ.

„So naht sich endlich die Stunde,“ sprach er leise zu sich selber, während er sich behaglich in einen Lehnstuhl niederließ, „in welcher ich mich für die lange Demüthigung rächen werde, zu der mich die Untüchtigkeit meiner militärischen Macht gezwungen hat. Die zwei Jahre sind vorüber, welche der Marschall Niel verlangte, um die Armee vollständig schlagfertig und der preußischen ebenbürtig wieder in's Feld stellen zu können. Niel hat sein Wort gehalten. Meine Armee steht mächtig da, meine Festungen sind in kriegstüchtigem Zustande,

die Flotte ist kampfbereit und nichts hindert mich mehr, den Handschuh aufzuheben, den man mir nach der Schlacht von Sadowa so vermessen hingeworfen hat. Nur noch eine kleine Frist, um diesen Vertrag mit der Königin Isabella zu unterzeichnen, welcher meine Hand nach Rom hin frei macht — und das Spiel der Waffen mag entscheiden, ob fortan Deutschland oder Frankreich an der Spitze von Europa stehen soll, ob die alte Krone des deutschen Reichs sich mächtig wieder erheben wird, oder ob das Diadem meines Oheims den ersten Platz unter den Kronen Europas einnehmen soll —

„Traurig, daß es so ist,“ sagte er, leicht den Kopf auf die Brust senkend, „ich hasse diese lärmenden, nervenerschütternden Entscheidungen der Schlachtfelder. All' das vergossene Blut, alle diese Thränen, all' die gebrochenen Herzen erfüllen mich mit tiefem Mitgefühl. — Aber,“ rief er, den Blick emporrichtend, „es ist nicht meine Schuld, daß es dahin gekommen ist. Ich habe wieder und wieder die Hand geboten; wenn man aber Frankreich nicht gewähren will, was Frankreich mit Recht verlangen kann, was ich für Frankreich fordern muß, so ist es meine Pflicht, nicht länger das Schwert in der Scheide zu halten, — meine Pflicht gegen mein Land, — gegen den Namen, den ich trage, — gegen den Sohn, dessen Zukunft ich zu sichern habe!

„Und wunderbare Zuversicht erfüllt mich," sprach er, indem sein Auge heller aufleuchtete, und wie einer Vision folgend vor sich hinblickend; „meine Feinde glauben, daß mein Stern herabgesunken sei vom Zenith seiner Größe, aber ich sehe ihn vor mir stehen in hellem Schimmer, und noch einmal wird er mir zum Siege voranleuchten. — Dann aber," fuhr er leise fort, indem er die Hände über der Brust faltete, „wenn ich dieß Werk vollbracht habe, wenn ich nach Außen hin die Größe meines Landes unanfechtbar wieder hergestellt habe, dann will ich die ganze Kraft, die mir noch übrig bleibt, der Wohlfahrt und dem Glück meines Volkes widmen, damit mein Sohn einst umleuchtet von dem Schimmer des Sieges und des Ruhmes seinen Thron fest begründen könne auf die Liebe und Dankbarkeit der Nation, damit endlich die Dynastie meines Hauses wirklich in die Reihe der legitimen Fürstengeschlechter eintritt, nachdem einmal ruhig und unbestritten der Sohn den Thron des Vaters bestiegen! — Dazu hilf mir, du ewig unerforschliche Macht, welche das Schicksal der Völker lenkt — und ich werde freudig und dankbar diesen Staub, der meinen zerbrechlichen Körper bildet, der Erde zurückgeben und meinen Geist hinüberströmen lassen in die unbekannten Regionen des ewigen Geheimnisses."

Er blieb längere Zeit in tiefen Gedanken versunken sitzen. — Nach einem kurzen Schlag an die Thür meldete der Kammerdiener, daß der Geheimsekretär Pietri Seiner Majestät zu Befehl stände.

Der Kaiser neigte zustimmend den Kopf, richtete sich wie aus einem Traume erwachend empor, und begrüßte freundlich seinen Vertrauten, der mit einer großen Mappe in der Hand in das Zimmer seines Herrn trat.

„Was bringen Sie Neues, Pietri?“ fragte er mit jenem anmuthigen, herzlichen Lächeln, das er stets für seine Freunde und Vertrauten hatte — „sind der Graf und die Gräfin Girgenti in Paris angekommen?“

„Zu Befehl, Sire,“ erwiederte Herr Pietri. „Die Herrschaften sind im Hotel des spanischen Botschafters abgestiegen und haben bereits den Marquis de Moustier empfangen, der darüber an Eure Majestät berichtet hat und äußerst zufrieden mit den Mittheilungen ist, welche Herr Mon ihm bei dieser Gelegenheit gemacht. Der Graf von Girgenti und seine Gemahlin haben den Marquis beauftragt, Eure Majestät zu bitten, daß Sie den Tag bestimmen wollen, an welchem sie Ihnen und der Kaiserin ihre Ehrfurcht in Fontainebleau bezeigen können.“

Der Kaiser rieb sich mit zufriedenem Ausdruck die Hände.

„Setzen Sie,“ sprach er, „sofort das Telegramm

auf, in welchem ich die Gräfin von Girgenti in Paris bewillkommne und sie und ihren Gemahl bitte, uns morgen die Ehre ihres Besuches hier zu schenken. Zuvor aber berichten Sie mir über die Unterredung des Marquis mit Herrn Mon."

Pietri zog aus seiner Mappe einen Brief im großen Quartformat und reichte ihn dem Kaiser.

„Befehlen Eure Majestät den Bericht des Marquis zu lesen?"

„Nein, nein," rief der Kaiser, mit der Hand abwehrend, „ich bin etwas müde und mag nicht lesen. Erzählen Sie mir nur, was darin steht. — Ist der Abschluß des Vertrages gesichert?"

„Es scheint so," erwiederte Herr Pietri, „der Botschafter hat dem Marquis gesagt, daß die spanische Regierung vollkommen bereit sei, in jedem Augenblick, den Eure Majestät bestimmen würde, eine ausreichende Anzahl der besten Truppen nach Rom zu entsenden, um die Unabhängigkeit des päpstlichen Gebietes gegen jede Unternehmung Italiens zu schützen. Nur scheint es," fuhr er in den Brief blickend fort, „daß Ihre Majestät die Königin Isabella eine Bedingung an diesen Vertrag knüpfen möchte."

„Eine Bedingung?" fragte der Kaiser, „und welche?"

„Es scheint, daß die Königin wünscht," fuhr Herr Pietri fort, „daß Eure Majestät eine Garantie übernehmen möchten, um sie und ihre Dynastie gegen die revolutionären Bewegungen zu schützen, welche den innern Frieden Spaniens fortwährend bedrohen."

Der Kaiser schüttelte etwas verstimmt den Kopf.

„Wie kann ich das?" rief er, „ich bedürfte ja zwei Drittel der französischen Armee, um die Königin vor einer ernsten Revolution zu beschützen. Und das Beispiel meines Oheims," fuhr er fort, „lehrt mich hinreichend, wie bedenklich es für Frankreich ist, sich in die Angelegenheiten Spaniens zu mischen. —

„Nein, nein," fuhr er fort, „eine solche Garantie kann ich Ihrer Majestät wirklich nicht geben! Schreiben Sie an Moustier, ich wolle versprechen, alle spanischen Flüchtlinge in Frankreich auf's Strengste überwachen zu lassen. Ich wolle dafür sorgen, daß kein Verkehr mit denselben über die spanische Grenze hinüber stattfindet, — mehr aber vermag ich in der That nicht zu thun. Die Königin wird übrigens, wenn sie als Beschützerin des Papstes auftritt, eine mächtige Stütze an dem spanischen Klerus haben —

„Dann," fuhr er fort, — „ich möchte ihr wohl einen Rath geben, — den sie aber nicht befolgen wird. Sie könnte sich gegen alle drohenden Gefahren schützen,

wenn sie diejenigen Männer, welche die Seele einer Revolution werden könnten, für sich gewinnen und um sich vereinigen wollte. In allen diesen spanischen Bewegungen ist doch immer nur unbefriedigter Ehrzeiz die Triebfeder aller Unruhen — wenn sie sich mit Prim verständigen könnte —"

Er dachte einige Augenblicke nach.

„Doch schreiben Sie darüber nicht an Moustier," sagte er dann, — „das eignet sich nicht für diplomatische Verhandlungen. Vielleicht kann ich der Gräfin Girgenti einige Worte darüber sagen. — Und," fuhr er abbrechend fort, „hat man über eine persönliche Begegnung mit der Königin gesprochen?"

„Herr Mon hat dem Marquis de Moustier gesagt," erwiederte Pietri, „daß es die Königin Isabella unendlich glücklich machen würde, Eure Majestät und die Kaiserin persönlich zu begrüßen. Die Königin wird in kurzer Zeit nach San Sebastian gehen, und es würde sie hoch erfreuen, dort einen Besuch Eurer Majestät und der Kaiserin zu empfangen, den sie dann sogleich in Biarritz erwiedern würde."

Der Kaiser lächelte.

„Eigentlich sollte Spanien Frankreich den ersten Besuch machen," sagte er — „doch sie ist eine Dame,

— mag es darum sein. Ich bin bereit, sie in San Sebastian zu besuchen."

„Der Marquis de Moustier," fuhr Herr Pietri fort, „hat noch eine leichte Andeutung darüber gemacht, daß, wenn die spanischen Truppen Rom besetzt hielten, und Italien dennoch eine feindliche Unternehmung wagen sollte, der König Franz II. sich in der Lage befände, einen energischen und kräftig organisirten Aufstand in Neapel zu erregen."

Das Antlitz des Kaisers verfinsterte sich ein wenig.

„Sie verdienen es nicht besser," sagte er, — „ich habe mein Wort gelöst, an das sie mich mit Höllenmaschinen und Dolchen gemahnt haben — ich habe dieses Italien frei bis zur Adria gemacht, ich habe ihm seine nationale Selbstständigkeit und Größe mit französischem Blut erkämpft. Dafür hassen sie Frankreich und sind stets bereit, sich an die Seite seiner Feinde zu stellen. Sie wollen meine Warnung nicht hören, sie wollen dem Papst Rom nehmen, statt sich mit ihm fest und innig zu verbünden. Sie vergessen, daß die weltliche Herrschaft des Papstes die Bedingung seiner Oberhoheit über die katholische Welt ist, und daß das Papstthum die wesentliche Stütze des Uebergewichts der lateinischen Rasse bildet. — Sie wollen nicht hören, so mögen sie denn wieder zurückfallen in ihre alte Ohnmacht. — Wenn es

dem König Franz gelingt, seinen Thron in Neapel aufzurichten, so werde ich nicht zum zweiten Mal französische Truppen zur Unterstützung des Königs Viktor Emanuel hinsenden. —

„Es ist eigenthümlich," sagte er nach einer kurzen Pause, „daß ich mich da mit einem Male als Alliirter der Bourbonen finde. — Bourbon und Bonaparte! — Welche wunderbare Kombination bringt nicht unsere Zeit hervor!

„Doch kann auch dieß vielleicht nützlich sein. Ich gäbe viel darum, einen vollständigen und definitiven Frieden mit den Legitimisten Frankreichs zu machen. Durch Chambord ist es nicht möglich! Vielleicht können die Bourbons von Spanien und Neapel mir die Brücke dazu bauen. —

„Was haben Sie sonst?" fragte er.

„Einen Bericht des Admiral Rigault de Genouilli," sagte Pietri, indem er das Schreiben des Marquis de Moustier wieder in die Mappe steckte und ein ziemlich ausführliches Schriftstück daraus hervorzog, — „voll genauer Mittheilungen über die Peilungen, welche der in die Gewässer von Delfzyl abgesandte Kriegsdampfer dort vorgenommen hat. Der Admiral ist nach den Angaben der Marineoffiziere der Ansicht, daß es nicht schwer sein würde, in jener Gegend eine Landung auszuführen."

„Geben Sie," rief der Kaiser, lebhaft die Hand ausstreckend, „geben Sie, ich will das genau studiren, sobald ich Zeit habe. Die Frage ist äußerst wichtig, eine Landung an der hannöverischen Küste, welche sich auf einen Aufstand in Hannover und auf eine Armee-diversion von Holland her stützt, ist ein wichtiges Glied in dem Kriegsplan des Marschall Niel. Es darf nichts aus der Acht gelassen werden, um uns ganz vollständig bis in die kleinsten Details von der Möglichkeit und Ausführbarkeit einer solchen Landung zu vergewissern."

Er ergriff den Bericht, welchen Pietri ihm reichte, und legte ihn neben sich auf den Tisch.

„Damit zusammen hängen die Berichte der nach Süddeutschland gesandten Generalstabsoffiziere, deren Resultate von dem Kriegsministerium zusammengestellt sind," fuhr Pietri fort, indem er dem Kaiser ein anderes Papier überreichte. — „Auch diese Berichte sprechen sich sämmtlich dahin aus, daß eine Operation von Süddeutschland her gegen Preußen hinauf große Chancen des Erfolges bieten würde. Namentlich wenn zu gleicher Zeit am untern Rhein und an den Küsten Ostpreußens Streitkräfte absorbirt würden."

Der Kaiser legte den Bericht zu dem ersteren.

„Ich muß das Alles mit Niel ausführlich prüfen," sagte er, „sobald derselbe von Toulouse zurückkommt,

— wo er mir," fügte er hinzu, „eine etwas zu kriegerische Rede gehalten hat. Offiziell muß jetzt der tiefste Frieden in allen Aeußerungen der Regierung herrschen. — In der Presse ist es etwas Anderes, da kann man schon ein wenig mehr die Stimmung der öffentlichen Meinung vorbereiten."

„In dem Augenblick, als ich zu Eurer Majestät eintreten wollte," sprach Pietri weiter, „wurde mir ein ziemlich langes chiffrirtes Telegramm von Benedetti gebracht, das ich sogleich in das Bureau zum Dechiffriren gegeben habe."

„Von Benedetti!" rief der Kaiser. „Ich bin sehr gespannt, was von dort kommt. Sehen Sie, ich bitte Sie, sogleich nach, ob die Depesche entziffert ist."

Pietri stand auf, ging schnell hinaus und kehrte nach einigen Augenblicken mit etwas erregter Miene zurück.

Er hielt eine Depesche in der Hand, auf welcher noch in dem Augenblick, in welchem er in das Zimmer des Kaisers trat, sein Auge ruhte.

„Sire," sagte er, „eine eigenthümliche und unerwartete Nachricht. Der Graf Bismarck hat auf seinem Landsitz einen schweren Sturz mit dem Pferde gethan. Es scheint, wie Benedetti schreibt, daß das Pferd mit dem Vorderfuß in eine Erdhöhle getreten ist und sich

überschlagen hat. Der Graf ist vollständig von seinem Pferde bedeckt gewesen und einige Augenblicke bewußtlos und der Sprache beraubt geblieben."

„Und weiter?" fragte der Kaiser mit der äußersten Spannung.

„Der Unfall scheint keine unmittelbare Gefahr gehabt zu haben. Doch leidet Graf Bismarck, wie Benedetti berichtet, an heftigen Schmerzen in sämmtlichen Muskeln des Körpers und ist an jeder ernstlichen Beschäftigung und am Empfang von Besuchen verhindert."

Ein freudiger Schimmer erhellte das Antlitz des Kaisers.

„Mein Stern leuchtet noch," sagte er, halb zu sich selbst sprechend, — „ich wünsche wahrlich meinem guten Freunde, dem Herrn von Bismarck," fügte er lächelnd hinzu, „nichts Böses und gönne ihm von Herzen die beste Gesundheit und ein hohes Alter. Aber dieser kleine Unfall, der ihn ein wenig arbeitsunfähig macht und an sein Lager in Varzin fesselt, ist in diesem Augenblick für mich von großer Wichtigkeit. — Er hat scharfe Augen, der Graf Bismarck," fuhr er fort, „viel zu scharfe Augen, und für mich kommt Alles darauf an, daß der Schlag, den ich führen will, so plötzlich und unerwartet als möglich kommt. Wenn er krank in Varzin liegt, so wird er ein wenig verhindert sein, zu

sehen, was in Europa vorgeht, und ich kann hoffen, ihn zu überraschen, was sonst nicht leicht ist. — Sorgen Sie dafür," fügte er hinzu, „daß der Marquis de Moustier sich bei dem Grafen Solms in Paris auch in meinem Namen nach dem Befinden des preußischen Ministers erkundigt und ihm meine Theilnahme über seinen Unfall ausspricht. — Ich werde Sie später noch sehen," fuhr er fort, indem er sich erhob. „Ist Laguéronnière hier?"

„Ich habe gehört, daß der Vicomte angekommen ist," sagte Pietri. „Er wird zu Eurer Majestät Befehl stehen." — Er nahm seine Mappe und verließ das Kabinet des Kaisers.

Der Kaiser bewegte die Glocke.

„Der Vicomte von Laguéronnière!" befahl er dem eintretenden Kammerdiener.

Einige Minuten später trat der berühmte und geschmeidige Publizist des Kaiserreichs, welcher soeben im Begriff stand, nachdem er bereits zur Würde eines Senators erhoben worden war, seine Kräfte der aktiven Diplomatie zu widmen und als Gesandter nach Brüssel zu gehen, in das Kabinet.

Herr von Laguéronnière, eine hohe Gestalt, deren ehemals schlanke Formen etwas breit und voll geworden waren, ohne darum ihre elastische Geschmeidigkeit

einzubüßen, war damals fast sechzig Jahre alt. Sein dünn gewordenes Haar war noch wenig ergraut, — seine etwas starken Züge, die große Nase, der breite Mund machten sein Gesicht eher häßlich als schön; doch lag in der geistig belebten Klarheit seines Ausdrucks, in dem scharfen, zuweilen leicht humoristisch boshaften Blick seines klugen Auges etwas ungemein Anziehendes — seine Ausdrucksweise und seine Bewegungen zeigten die ruhige Sicherheit des vornehmen Mannes.

Herr von Laguéronnière, im schwarzen Ueberrock, die Rosette der Ehrenlegion im Knopfloch, verbeugte sich tief und näherte sich dem Kaiser, der ihm entgegentrat und ihm mit freundschaftlicher Herzlichkeit die Hand reichte.

„Ich habe Sie bitten lassen, zu mir zu kommen, mein lieber Vicomte,“ sagte er, „weil ich Ihnen vor dem Antritt Ihres Postens in Brüssel noch meine persönlichen Instruktionen geben wollte. Setzen Sie sich und lassen Sie uns ein wenig plaudern.“

Der Kaiser ließ sich bequem in seinen Lehnstuhl nieder, machte sich aus feinem Seidenpapier und türkischem Tabak, welcher in einer geschnitzten Holzschale auf einem kleinen Tisch stand, eine Cigarrette, entzündete dieselbe an der auf demselben Tische brennenden Kerze und blies die bläulichen Wolken des aromatisch duftenden Rauches vor sich hin.

„Ich habe Eurer Majestät," sagte der Vicomte mit seiner etwas leisen, leicht lispelnden Stimme, — „nochmals meinen Dank auszusprechen für das Vertrauen, welches mir die Ernennung für Brüssel bewiesen hat und welches mir Gelegenheit gibt, auf dem Gebiet der Diplomatie meine Kräfte im Dienste Eurer Majestät zu erproben."

„Für einen Mann von Ihrem Geiste und Ihrer Geschicklichkeit," sprach der Kaiser, „für einen Mann, der bereits — und mit so großem Verdienst die Würde eines Senators bekleidet, könnte der Posten in Brüssel untergeordnet erscheinen — und ich hätte Ihnen gerne einen der bedeutenderen Botschafterposten an einem großen europäischen Hofe übertragen —"

Herr von Laguéronnière verneigte sich mit einer Miene, als theile er vollständig die von dem Kaiser ausgesprochene Ansicht. Auf seinem Gesicht erschien ein leichtes Erstaunen, man konnte in dem beredten Blick seines Auges fast die Frage lesen, warum denn der Kaiser, der doch nur zu wollen habe, nicht seinen Worten gemäß handle.

„Allein," fuhr Napoleon fort, — „in diesem Augenblick ist der Posten in Brüssel wichtiger und bedeutungsvoller als alle anderen, und gerade dort bedarf ich eines Mannes von treuer und erprobter Ergebenheit, von

strenger Diskretion und von einer Geschicklichkeit, welche den schwierigsten und delikatesten Verhältnissen gewachsen ist, — mit einem Wort einen Mann, der alle die Eigenschaften besitzt, welche Sie in so hohem Grade auszeichnen."

Herr von Laguéronnière verneigte sich abermals, wie unwillkürlich spielte ein Lächeln befriedigter Eitelkeit um seine Lippen, dann schlug er den fragenden Blick mit dem Ausdruck gespanntester Aufmerksamkeit zum Kaiser auf.

Napoleon lehnte sich behaglich in seinen Stuhl zurück und sprach, nachdem er eine dichte Ringelwolke in die Luft geblasen:

„Mein lieber Vicomte, — die lange Zeit der Ruhe, in welcher wir unthätig zugesehen haben, wie die Geschicke Europas von andern Händen geleitet wurden, ist vorüber. Ich bin entschlossen, die Stimme Frankreichs ernst und mächtig ertönen zu lassen, und dieser Stimme, wenn es nöthig ist, — und ich glaube, es wird nöthig sein, — den Nachdruck der Waffen zu geben."

Herr von Laguéronnière fuhr zusammen. Einen Augenblick sah er wie erschrocken den Kaiser an. Dann erschien der Ausdruck der Befriedigung auf seinem Gesicht und muthiger Stolz leuchtete aus seinen Augen.

„Ich bin immer überzeugt gewesen, Sire,“ sagte er, „daß dieser Augenblick kommen würde. Ich habe die Gefühle vollkommen begriffen und mitempfunden, welche Eure Majestät nach der Schlacht von Sadowa haben erfüllen müssen, als Preußen auf der Höhe seiner Siegeserfolge so rücksichtslos jede Verständigung mit Frankreich zurückwies. Ich habe mir gesagt, daß in der Tiefe der Seele Eurer Majestät der Gedanke ruhen müsse, die für Frankreich so verderblichen Konsequenzen jener Ereignisse wieder aufzuheben. Und ich habe,“ fuhr er fort, „so lange ich die Ehre habe, Eure Majestät zu kennen, wohl gesehen, daß Sie einen Gedanken lange in sich verschließen, seine Ausführung weit hinausschieben können, aber noch niemals habe ich gesehen, daß Sie denselben wieder aufgaben.“

„Es scheint, daß Sie mich scharf beobachtet haben,“ sagte der Kaiser lächelnd, „nun wohl, wenn ich damals jenen Gedanken gefaßt habe, den Sie mir zuschreiben, wenn ich die Pläne zu seiner Ausführung lange vorbereitet und in mir getragen habe, so ist jetzt der Moment des Handelns gekommen.“

„Ich bin glücklich,“ sagte Herr von Laguéronnière, „dieß zu vernehmen, denn ich zweifle nicht, daß wenn Eure Majestät zur That schreiten, die Vorbereitungen vollendet sind und kein Fall übersehen worden ist, der

dabei in Frage kommen kann. Ich bin doppelt glücklich," fuhr er fort, „darüber, daß es mir vergönnt sein soll, an der Ausführung der Gedanken Eurer Majestät thätig mitzuwirken, und werde mit dem größten Eifer bemüht sein, Ihrem Vertrauen zu entsprechen."

„Sie wissen," sagte Napoleon, „wie tief ich von der Nothwendigkeit überzeugt bin, die Unabhängigkeit des Papstes und dadurch den Einfluß Frankreichs in Italien zu erhalten. Sie werden ebensowenig wie ich daran zweifeln, daß bei jeder Verwickelung Frankreichs Italien gegen Rom vordringen und mich dadurch zwingen würde, meine Kräfte zu theilen. Meine erste Sorge muß daher sein, bei einer Aktion gegen den Rhein mir nach jener Seite hin den Rücken zu decken. Ich habe es versucht, eine Allianz mit Italien zu schließen. Es ist nicht gelungen. Der König Viktor Emanuel war dazu geneigt, aber das Kabinet Ratazzi's ist gestürzt, — auf das man sich im Grunde auch wenig verlassen konnte," schaltete er achselzuckend ein. „Und in diesem Augenblick beherrschen die Gegner Frankreichs die italienische Politik. Ich habe deßhalb eine andere Kombination in's Auge gefaßt, und sie ist in diesem Augenblick der Ausführung nahe; im Moment einer französischen Aktion," fuhr er fort, während Herr von Laguéronnière in höchster Spannung zuhörte, „wer-

den meine Truppen in Rom durch diejenigen der Königin Isabella ersetzt werden, und wenn Italien einen Versuch machen sollte, das Engagement Frankreichs nach anderer Seite hin zu einem Handstreich zu benutzen, so wird es sich der spanischen Macht und vielleicht einer bourbonischen Erhebung in Neapel gegenüber befinden."

„Ich bewundere die so einfache und doch so großartige Kombination Eurer Majestät," sagte Herr von Laguéronnière, „durch dieselbe ist in der That die wesentlichste Schwierigkeit beseitigt, welche sich einem Kampf Frankreichs gegen die übermächtig gewordenen Sieger von Sadowa entgegenstellt."

„Doch," sprach der Kaiser weiter, „es ist ein zweiter Punkt vorhanden, welcher in dem bevorstehenden Entscheidungskampfe von hoher Wichtigkeit ist. Nach dem wohl überlegten Plan meines Generalstabes muß der Krieg gegen Preußen in drei großen Vorstößen geführt werden. Der eine wird sich von Metz aus auf das Herz Deutschlands zu richten haben; der andere, von Straßburg heraufdringend und die Süddeutschen mit sich fortreißend, sich mit jenem ersten zu vereinigen haben; der dritte muß von der holländischen Seite her, durch eine Flottenoperation vom Lande unterstützt, sich geradezu gegen die eigentliche preußische Macht richten.

In dieser letzteren Richtung ist nun die Haltung Belgiens von großer Wichtigkeit."

Herr von Laguéronnière neigte den Kopf mit dem Ausdruck des Verständnisses.

„Es kommt darauf an," sagte der Kaiser, „Belgien dahin zu bringen, daß es im Augenblick der Aktion, und vielleicht," fügte er hinzu, „scheinbar der Gewalt weichend, seine Neutralität aufgibt und unsern militärischen Operationen keine Hindernisse in den Weg legt. Ich fürchte," sprach er weiter, „daß die Regierung in Brüssel kaum gewillt sein wird, einen derartigen Vertrag abzuschließen. Auch halte ich es für sehr bedenklich, darüber nur in Unterhandlungen zu treten. Denn bei den Beziehungen des belgischen Hofes würde schon die Nachricht von der ersten Anbahnung derartiger Verhandlungen entweder direkt oder über London und Koburg nach Berlin bringen und damit die erste Bedingung unseres Aktionsplans, das absolute Geheimniß, aufheben. Nach meiner Idee wird es darauf ankommen, auf die belgische Regierung erst im letzten Augenblick, wenn das Spiel bereits offen engagirt ist, einzuwirken, dagegen aber vorher sich aller Druckmitel zu versichern, die man in jenem letzten, entscheidenden Augenblick auszuüben im Stande sein könnte. — Sie kennen die Negoziation, welche in Betreff des An=

kaufs luxemburgischer Bahnen durch die Ostbahn stattfindet."

Herr von Laguéronnière verneigte sich zustimmend.

„Hierin liegt," sagte der Kaiser, „schon ein wesentliches Hülfsmittel. Und Sie werden dieser Angelegenheit Ihre besondere Aufmerksamkeit zu widmen die Güte haben. Doch," fuhr er fort, „müßten wir in anderer Richtung noch energischer wirken. — Es ist, wie Sie wissen, — und ich werde Ihnen darüber die ausführlichen Akten und Berichte zugehen lassen, — durch geschickte Agenten eifrig dahin gearbeitet worden, die zahlreichen französischen Sympathieen, welche in der Bevölkerung Belgiens lebendig sind, zu stärken und einheitlich zu organisiren. Diese Sympathieen müssen im entscheidenden Augenblick zu energischen oder auf die Regierung mächtig drückenden Kundgebungen gebracht werden. Aus der französischen Bevölkerung Belgiens heraus muß man den Anschluß an die Politik und Aktion Frankreichs verlangen, so daß die Regierung des Königs Leopold sich der Macht Frankreichs an den Grenzen und dem laut kund gegebenen Willen des eigenen Volkes gegenüber befindet."

„Ich verstehe, Sire, ich verstehe vollkommen," sagte Herr von Laguéronnière, „und ich fange an, die hohe Wichtigkeit meiner Mission auf dem brüsseler Posten zu

begreifen. Ich bin stolz auf das Vertrauen Eurer Majestät, welches eine so hoch bedeutungsvolle Sache in meine Hände legt."

„Die Bedeutung der Frage," sagte der Kaiser sinnend vor sich hinblickend, „erstreckt sich über den Augenblick der Aktion hinaus. Wenn wir siegreich aus dem Kampf hervorgehen, so muß die Wiederkehr solcher Verhältnisse, wie sie das Jahr 1866 geschaffen, für immer ausgeschlossen werden. Ich glaube," fuhr er fort, „daß das im deutschen Volke einmal zum Bewußtsein gekommene Streben nach nationaler Einigung sich auf die Dauer nicht wird zurückdrängen lassen. Nach den Grundsätzen, welche ich für die moderne Entwickelung des Volkslebens als richtig und maßgebend anerkenne, kann es unsere Aufgabe nicht sein, sich jenem naturgemäßen Streben zu widersetzen. Dagegen müssen wir Garantieen gewinnen, welche Frankreich vor den Gefahren schützen, die ihm aus einem militärisch geeinigten Deutschland entstehen müssen. Ich habe bereits nach der Schlacht von Sadowa die Errichtung eines neutralen Rheinstaats vorgeschlagen. Ich dachte damals den Erbprinzen von Hohenzollern dorthin zu setzen. Man hat das Alles in Berlin zurückgewiesen. — Nun, wenn wir die Macht gewinnen sollten, unsere Bedingungen zu stellen, so werde ich auf jenen Plan zurückkommen;

— ich werde für Frankreich selbst nichts verlangen, als die Grenzen von 1814, — dagegen aber auf der Bedingung eines vollkommen neutralisirten, die beiden Nationen von Deutschland und Frankreich militärisch trennenden und ökonomisch wieder verbindenden Staatsgebiets am Rhein bestehen. Ich werde dann," fuhr er fort, „nicht mehr auf den Prinzen von Hohenzollern zurückkommen, vielmehr möchte diese Kombination dann mit unserem Verhältniß mit Belgien in Verbindung zu bringen sein. Wenn die Manifestationen der belgischen Bevölkerung für Frankreich die nöthige Intensivität annehmen, wenn dann am Ende des Feldzuges die militärischen Positionen Belgiens in unseren Händen sich befinden, so möchte vielleicht der Augenblick gekommen sein, die natürlichste Abrundung des französischen Gebiets auszuführen und jenen künstlich geschaffenen Staat Belgien verschwinden zu lassen, indem man seine französischen Bestandtheile Frankreich wiedergibt und seine vlämischen Gebiete den Holländern überläßt. — Eine wesentliche Schwierigkeit," fuhr er fort, „würde hiebei die dynastische Frage bilden. Die belgische Familie ist zwar nur eine dem künstlichen Staate willkürlich gegebene Dynastie, doch steht sie in nahen Beziehungen zu den ersten Höfen von Europa, und entthronte Dynastieen sind schlimme, unversöhnliche und unendlich schwer anzufassende Feinde.

Würde man durch ein neutrales Rheinkönigreich der jetzigen belgischen Dynastie einen neuen Thron bieten können, so würde die ganze Sache sich leichter arrangiren. —

„Dieß also," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, „ist der Ideengang, nach welchem Sie sofort Ihre eifrigste Thätigkeit in Brüssel werden zu regeln haben. Er faßt sich in wenige Worte zusammen: Zunächst tiefes Geheimniß, kräftige Organisirung der französischen Sympathieen — gestützt auf dieselben im entscheidenden Moment starkes und festes Auftreten, das wo möglich zu scharfem Riß zwischen der Bevölkerung und dem Könige führt, der sich in einem Augenblick, in welchem die französische Armee an den Grenzen steht, keine Stütze wird schaffen können, denn die uns feindlichen Elemente der Bevölkerung werden in einem solchen Augenblick vorsichtig schweigen, während unsere Freunde um so lauter ihre Stimmen erheben. Dieß, mein lieber Vicomte, ist meine persönliche Instruktion. Schriftlich," fuhr er lächelnd fort, „werden Sie nichts darüber erhalten, und über den letzten Theil derselben, über die Zukunftsperspektive, welche ich Ihnen soeben eröffnet habe, bitte ich Sie, ganz ausschließlich nur mit mir zu sprechen und zu korrespondiren.

„Und nun," sagte er aufstehend, „schicke ich Sie fort, Ihr Besuch hier darf nur den Charakter einer einfachen Verabschiedung haben. Ich wünschte nicht, daß man im Publikum und in den Kabinetten Europas Ihrer Sendung nach Brüssel irgend welche Wichtigkeit beilegt. Ich werde Sie noch bei Tische sehen. — Heute Abend gehen Sie nach Paris zurück und lassen sich Ihre offizielle Instruktion auf dem auswärtigen Ministerium geben. Sie haben mit mir persönlich zu korrespondiren und ich hoffe, daß das oft geschehen wird und daß Ihre Briefe mir erfreuliche Nachrichten bringen werden. Senden Sie mir dieselben durch Kuriere, die sich ohne jede Vermittelung direkt bei Pietri zu melden haben. Ich werde es nicht übel nehmen," sagte er noch, indem Herr von Laguéronnière sich tief verneigend verabschiedete, „wenn Sie sich bei vorkommender Gelegenheit ein wenig unzufrieden darüber aussprechen, daß ich Sie auf den unbedeutenden Posten nach Brüssel geschickt habe."

„Ich werde mir diesen Mangel an Ehrerbietung erlauben, Sire," erwiederte Herr von Laguéronnière, „und zu gleicher Zeit bestrebt sein, Eurer Majestät zu beweisen, daß Sie mich richtig geschätzt haben, indem Sie mir diesen kleinen und unbedeutenden Posten anvertrauen."

Er verließ das Kabinet.

Der Kaiser blickte ihm einen Augenblick schweigend nach.

„Er ist eifrig und geschickt,“ sagte er, „er ist mir und dem Kaiserreich treu ergeben — auch würde er kaum in andern Verhältnissen mehr die Wurzeln zu einer neuen Existenz schlagen können. Er wird alle Kraft an die Erfüllung seiner Mission setzen und wird reüssiren. — Meine Vorbereitungen vollenden sich immer mehr und mehr. — Jetzt einen Wink an die öffentliche Meinung, einen ersten Allarmschuß, um die nationalen Gefühle des französischen Volkes zu erwecken.“

Er bewegte die Glocke.

„Herr Paul von Cassagnac!“ befahl er dem eintretenden Kammerdiener. „Er soll mich in den Garten begleiten.“

Nach einigen Augenblicken trat die athletische Gestalt des jungen Publizisten, welcher eine so scharfe Feder führte und soeben in seinem Zweikampf mit Lissagaray bewiesen hatte, daß die Spitze seines Degens eben so scharf sei, als seine Feder, in das Kabinet. Das kräftig geschnittene, jugendlich blühende Gesicht des Herrn von Cassagnac, welcher damals etwa achtundzwanzig Jahre alt sein mochte, trug den Ausdruck einer gewissen harmlosen Gutmüthigkeit, welche aber in der

Unterhaltung oft einer heftigen, nervösen Erregung Platz machte. Seine großen dunklen Augen blickten mit aufrichtiger Liebe und Verehrung auf den Kaiser, der ihn freundlich, mit fast väterlicher Herzlichkeit begrüßte.

„Gestatten Eure Majestät," sagte Herr von Cassagnac mit seiner kräftigen, volltönenden Stimme, „daß ich zunächst nochmals persönlich meinen unterthänigsten Dank für die Verleihung des edlen Zeichens ausdrücke, das ich durch meine Treue und Ergebenheit mehr verdient habe, als durch die That."

Er deutete mit der Hand auf das rothe Band der Ehrenlegion, welches er im Knopfloch seines schwarzen Ueberrocks trug.

„Gesinnungen, wie die Ihrigen, mein lieber Freund," sagte der Kaiser, „wiegen oft schwerer als Thaten. Wenn sich die Gelegenheit bieten wird, bin ich überzeugt, daß alle Ihre Handlungen den Gesinnungen entsprechen werden. Ich will einen kleinen Gang im Park machen," sagte er, „Sie sollen mich begleiten und mir ein wenig berichten, was die öffentliche Meinung in meiner guten Stadt Paris macht."

„Die öffentliche Meinung, Sire," erwiederte Herr von Cassagnac lebhaft, „schläft in diesem Augenblick. Man spricht von allen möglichen Dingen, nur nicht von

dem Einzigen, das nach meiner Ueberzeugung jetzt jedes französische Herz erfüllen sollte: von der Nothwendigkeit, den sinkenden Ruhm und die abnehmende Macht Frankreichs wiederherzustellen und Europa, vor Allem aber diesem hochmüthigen Preußen, zu beweisen, daß der Degen Frankreichs noch scharf geschliffen ist."

„Sie sind noch immer der alte Heißsporn," erwiederte der Kaiser, ihm freundlich auf die Schulter klopfend, „der nicht begreifen will, daß man heute nicht mehr wie zu Bayard's Zeiten so ohne alle weiteren Hülfsmittel in den Kampf zieht, als sein Schwert und die Devise seiner Dame."

„Eure Majestät thun mir Unrecht," sagte Paul von Cassagnac, — „wenn ich der französischen Politik das Herz Bayard's wünsche, so wünsche ich ihr doch dabei einen sehr kalten, klaren und ruhig überlegenden Kopf. Doch," fuhr er fort, „ich sehe in der That nicht ein, was jetzt noch zu überlegen wäre. Die Organisation der Armee ist durch den geistvollen und energischen Marschall Niel vollendet! Alles ist bereit! Die Gründe zum Handeln liegen überall vor! Die Verträge sind überall verletzt, oder nicht ausgeführt! Die Unzufriedenheit in Deutschland wächst täglich! Die Sympathieen der Unterdrückten in jenem Lande wenden sich zu uns! Unsere Finanzen sind blühend! Alles, Alles ist in

diesem Augenblick uns günstig! Worauf warten wir noch?“

„Worauf warten wir noch?“ wiederholte der Kaiser halb leise. „Es scheint mir,“ sagte er dann, indem er den Blick mit einem eigenthümlichen Ausdruck auf den jungen Mann richtete, „daß Sie diese Frage nicht am richtigen Ort stellen.“

„Ich bitte Eure Majestät um Verzeihung wegen meiner Kühnheit,“ sagte Herr von Cassagnac etwas betroffen, „aber Sie wissen, Sire, es wird mir schwer, das zu verschweigen, was mein Herz erfüllt, am schwersten Eurer Majestät gegenüber, da Ihnen mein ganzes Vertrauen und meine ganze Hingebung gehört.“

„Sie haben meine Worte mißverstanden,“ sagte der Kaiser lächelnd. „Ich meine, jene Frage, die Sie soeben aussprachen, sollten Sie nicht an mich, hier in der Stille meines Kabinets richten, Sie sollten sie mir laut vorlegen, vor der Nation, vor der öffentlichen Meinung von Frankreich.“

Ganz erstaunt blickte Herr von Cassagnac mit großen Augen den Kaiser an.

„Wenn Sie diese Frage aufwerfen,“ sagte Napoleon, „wenn Sie diskutiren mit Ihrem Talent, mit Ihrer Schärfe, mit Ihrem Feuer und Ihrer Begeisterung, so zweifle ich nicht, daß in nicht langer Zeit

ganz Frankreich laut und vernehmlich jene Frage wiederholen wird. Und dann," sagte er, — „Sie wissen, daß ich nur der Erwählte und der Vertreter der Nation bin, dann werde ich wohl endlich auch fragen müssen: worauf soll ich noch warten?"

„Sire," rief Paul von Cassagnac, indem sein Auge leuchtete und sein Gesicht in nervöser Erregung zitterte, „Sire, um Gottes willen, welche Perspektive eröffnen Eure Majestät mir!"

Der Kaiser bewegte schnell die Glocke und legte lächelnd den Finger auf den Mund.

Der Kammerdiener trat ein. Herr von Cassagnac schwieg, ohne indessen seine Ruhe und Fassung wieder gewinnen zu können.

„Wie geht es meinem armen Nero? Kann er mich begleiten?"

„Nero ist sehr schwach, Sire," sagte der Kammerdiener. „Doch, wenn Eure Majestät nicht lange gehen, so wird ihm die frische Luft und etwas Bewegung gewiß gut thun."

„So lassen Sie ihn kommen," sagte Napoleon, indem ein schmerzlicher Ausdruck in seinem Gesicht erschien.

Der Kammerdiener führte nach wenigen Augenblicken einen mächtigen, großen Neufundländerhund in

das Zimmer. Aber nicht wie sonst näherte sich das treue Thier dem Kaiser mit mächtigem Satz, nicht wie sonst legte er seine Tatzen auf die Schulter seines Herrn und schmiegte seinen großen langhaarigen Kopf an dessen Gesicht. Er näherte sich langsam mit etwas schwankendem Gang dem Kaiser, legte sich zu dessen Füßen nieder und blickte aus seinen großen Augen, wie fragend und hülfesuchend, traurig empor.

Der Kaiser beugte sich nieder und fuhr sanft mit der Hand über den Kopf des Hundes.

„Du bist krank, mein armer Nero,“ sagte er mit unendlich weicher Stimme, „aber es wird vorübergehen. Du wirst wieder gesund werden; sicherer vielleicht,“ fügte er seufzend hinzu, „als ich; — die Tage der Jugend sind dahin! — Ich habe so viele Freunde verloren unter den Menschen, sollte ich auch dich noch verlieren, — dich, vielleicht das treueste Herz, das je für mich geschlagen?“

Der Hund spitzte die Ohren und blickte mit verständnißvollem Blick zum Kaiser empor.

„Stehe auf,“ sagte Napoleon, indem ein feuchter Schimmer seinen Blick verdunkelte, „wir wollen ausgehen!“

Nero erhob sich, wedelte ein wenig mit dem Schwanz und schien den Versuch machen zu wollen, wie früher

dem Kaiser voraus zu springen. Doch die Kraft versagte ihm, traurig schüttelte er den Kopf und schritt langsam und schleppend hinter seinem Herrn her, welcher, leicht auf den Arm des jungen Herrn von Cassagnac gestützt, in den Park hinausging.

Achtzehntes Kapitel.

Die Hitze des Sommers hatte der Landschaft in Blechow im alten hannöverischen Wendlande früh eine herbstliche Färbung gegeben. Die hohen Bäume, welche das alte Schloß und Amtshaus umgaben, waren bereits mit zahlreichen gelblichen Blättern bedeckt und die Föhrenbäume im Walde hatten schon jenes tiefdunkle Grün angenommen, welches in der Zeit des Frühlings und des ersten Sommers lichteren Schattirungen Platz macht.

Die Bauern des Dorfes waren hinausgezogen, um die letzten Feldfrüchte einzuführen, — still lag das Dorf da im schräg herabfallenden Strahl der Nachmittagssonne, — und auf den weiten Feldflächen sah man die jungen Burschen und Mädchen in voller Arbeit unter Aufsicht und Leitung der älteren Bauern.

Das alte Amtshaus lag düster und ernst auf seiner leicht ansteigenden Höhe, — der Amtsverwalter Herr

von Klentzin führte dort ein einsames und wenig abwechselndes Leben. Seine Gerechtigkeit, seine Verwaltungstüchtigkeit, sein freundliches Wohlwollen gegen Jedermann, die Achtung, welche er stets für das früher Bestandene zu erkennen gab, hatten ihm wohl das Vertrauen und die persönliche Zuneigung der Bevölkerung eingebracht, — aber er war doch immer ein Vertreter der neuen Herrschaft, — die Erinnerung an die Vergangenheit, — an den alten Oberamtmann und sein fröhliches gastliches Haus war nicht so leicht verschwunden aus den Herzen der zähen Wenden, welche ihre alte Eigenart, ihren zurückhaltenden Trotz, hier auf dem niedersächsischen Boden nur noch verstärkt zu haben schienen. Man grüßte den Amtsverwalter ehrerbietig, ja freundlich, wenn man ihm begegnete, — man fügte sich willig seinen Anordnungen, deren Zweckmäßigkeit man anerkannte und für deren milde und schonende Form man ihm Dank wußte, — aber das war Alles, — niemals fiel es einem der Bauern ein, sich — wie zur Zeit des Oberamtmanns von Wendenstein — auf dem Amte Rath zu erholen und das Wohl und Wehe des Hauses und der Familie seinem entscheidenden Urtheil zu unterwerfen, — die ganze Verwaltung behielt den Charakter des Bureaukratischen, — jenes alte patriarchalische Regiment, welches nach den früheren han-

növerischen Traditionen der alte Oberamtmann zu erhalten gewußt hatte, war verschwunden, — die neue Regierung ordnete das öffentliche Leben — und sie ordnete es zur Zufriedenheit der Amtseingesessenen, — aber sie blieb dem Herzen des Volkes fremd, — jene Gemeinsamkeit der Auffassungen — der Interessen — der Erinnerungen bestand nicht mehr, welche nur eine Frucht langjährig entwickelter, historisch erwachsener Verhältnisse sein kann.

Der Pastor Berger und der alte Deyke, der noch immer mit Rüstigkeit und Energie die Würde des Bauermeisters bekleidete, waren die Einzigen, welche dem Amtsverwalter näher getreten waren, welche seine politische Stellung vollkommen begriffen und dieselbe vollständig von seinen menschlichen Eigenschaften zu trennen wußten. Beide waren vollkommen durchdrungen von der Ueberzeugung, daß an den geschehenen Dingen niemals etwas zu ändern sein würde, und daß die zur Geschichte gewordene Thatsache zum Wohle Aller so gut als möglich mit den früher bestandenen Verhältnissen in Einklang gesetzt werden müsse, damit wenigstens die künftigen Generationen wieder zum Genusse des inneren wohlthätigen Friedens und des freien Vertrauens zwischen Volk und Regierung gelangen möchten, — aber auch diese beiden Personen standen mit ihren Gefühlen,

mit ihren liebsten und theuersten Erinnerungen in der Vergangenheit, — von diesen Erinnerungen scheuten sie sich mit dem Beamten der neuen Regierung zu sprechen, und wenn sie das Amtshaus betraten, so war es ihnen unmöglich, den traurig schmerzlichen und peinlichen Eindruck zu verbergen, den das Wiedersehen dieser Räume unter so veränderten Verhältnissen in ihnen hervorbrachte. So war auch mit diesen Personen der Verkehr des Herrn von Klentzin ein seltener und immerhin ernster und trauriger geblieben, denn der neue Amtsverwalter achtete ihre treue Anhänglichkeit an die Erinnerungen der Vergangenheit, welche ihn sympathisch berührte, — und fühlte wohl, daß bei allem persönlichen Vertrauen diese Erinnerungen immer eine nicht zu übersteigende Scheidewand zwischen ihnen bilden müßten. Dazu kam, daß Kummer und Sorge in das stille Pfarrhaus eingezogen waren. Unverändert wie sonst blühten die Blumen auf den kleinen, sauber und sorgfältig gepflegten Beeten des Pfarrgartens, welche mit ihrer Einfassung von dunkelgrünem, glatt geschnittenem Buchsbaum so freundlich dalagen neben den geraden, mit gelbem Sand bestreuten Wegen. Aber der Geist der Heiterkeit und des Frohsinns, der einst diese bescheidenen Räume erfüllte, war aus ihnen gewichen.

Helene war zu ihrem Vater zurückgekehrt, nachdem

sie mit dem Oberamtmann von Wendenstein in Wien gewesen war, — sie hatte sich zurückgesehnt nach der alten Umgebung ihrer Kindererinnerung, um mit ihren Gedanken sich auch an die äußeren Zeichen glücklicher, vergangener Tage anlehnen zu können, — auch hatten die Aerzte für ihren immer ernster und bedenklicher auftretenden Husten ihr die Landluft und die von Jugend auf gewohnte Lebensweise verordnet. Auf kurze Zeit war nach ihrer Rückkehr in's Vaterhaus auf ihrem bleichen, still freundlichen Gesicht wieder ein Schimmer kindlicher Heiterkeit erschienen — sie hatte die Pflege ihrer Blumen wieder begonnen, sie hatte ihre alten Lieblingsplätze auf den Wiesen und an den Waldabhängen wieder aufgesucht, — träumerisch, aber mit glücklichem Lächeln war sie einhergegangen, — sprachen ihr doch alle diese vertrauten Plätze von den harmlos fröhlichen Tagen ihrer Kindheit und von der allmälig aus den Tiefen ihres Wesens hervorkeimenden Liebe, welche sich endlich hier an dieser selben Stelle zu so schöner, beglückender Blüte entfaltet hatte, zu einer Blüte voll süßen, berauschenden Duftes, — die freilich wieder von den Stürmen der Zeit so hart getroffen war, darum aber nicht minder duftig und rein in ihrem Herzen weiter blühte.

Dann aber war jener flüchtige Schimmer von Gesundheit und Glück wieder verschwunden, — immer

durchsichtiger wurde ihr blasses, von feinen bläulichen Adern durchzogenes Gesicht, — immer magerer und zarter erschien ihre Gestalt, — immer dunkler und brennender leuchteten ihre tief eingesunkenen großen Augen, — immer wehmüthiger und trauriger wurde der leidende Zug um ihren Mund, und nur mit Mühe und oft anhaltend stieg sie nach ihren Spaziergängen die kleine Höhe zum Pfarrhause hinauf. Sie erhielt in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen Briefe von ihrem Verlobten aus Paris, — jedesmal wenn der Landpostbote einen solchen Brief brachte — mit freundlich verständnißvollem Lächeln erwartend, daß ihm eine kleine Extrabelohnung für seine Botschaft gegeben werde, — flog ein Schimmer von Glück und Freude über das kranke Gesicht des jungen Mädchens, — sie eilte in ihr Zimmer, öffnete hastig den Brief und drückte das Papier, welches ihr Nachrichten von ihrem Geliebten brachte, an die Lippen. Wenn sie dann den Brief las, — jedes Wort mit den Blicken verzehrend, dann waren in der letzten Zeit oft trübe Schatten über ihr Gesicht gezogen und die großen brennenden Augen hatten sich trübe in feuchte Schleier gehüllt.

Die Briefe enthielten wenig, gar so wenig über das Leben des jungen Mannes, das sie doch so gerne in seinem ganzen Gange täglich und stündlich verfolgt

hätte, — er schrieb ihr zwar, daß er aus Besorgniß, seine Briefe könnten in falsche Hände gerathen, sehr vorsichtig in seinen Mittheilungen sein müsse, — aber sie sagte sich, daß er ihr doch mehr über sein rein persönliches Leben, seine Eindrücke, seine Gedanken und Empfindungen mittheilen könne, — und dann fühlte sie aus seinen Briefen nicht mehr jene innige Liebe, jene Herzlichkeit heraus, welche sich oft in wenigen unwillkürlich gewählten Worten deutlicher und verständlicher ausdrückt, als in ganzen wohlstylisirten Sätzen. Es wehte sie aus den Worten, welche sie mit der glühenden Sehnsucht ihrer ganzen Seele las, eine gewisse Kälte, ein fremder Geist an, — sie sah zwischen den Zeilen nicht das Antlitz ihres Geliebten, wie er in ihrer Erinnerung lebte, — sie sah fremde Züge, und oft schloß sie die Augen, um sich das geliebte Bild, wie sie dasselbe vor sich gesehen, wieder hervorzurufen; aber durch die geschlossenen Augenlider drangen, erst langsam perlend, dann stärker und stärker hervorbrechend, heiße Thränen und fielen auf das Papier nieder. — Es ist eine eigenthümliche Sache um einen Brief, der einem einsamen, stillen Leben Nachrichten von fernen Lieben bringt. Diejenigen, welche im bewegten Treiben der Welt und ihrer Zerstreuungen leben, denken nicht daran, welche Wohlthat sie einem Herzen, das den ganzen Tag

mit seinen Gefühlen, mit seinem Sehnen allein ist, durch einen ausführlichen, herzlichen Brief machen, — und wie die Stunde, welche sie dazu verwenden, tagelang Freude bereitet und das dunkle, einsame Leben vergoldet. Jedes Wort gewinnt da seine Bedeutung, jede Zeile wird wieder und wieder gelesen und ausgelegt, — und wenn das fein und verständnißvoll empfindende Herz darin den magnetischen Zug der Liebe fühlt, so trägt sie Sonnenschein und Wärme in die traurige Einsamkeit. — Um so erkältender, schmerzlich verwundender wirkt aber auch die Gleichgültigkeit des langersehnten, endlich anlangenden geschriebenen Wortes, — und wie nach dem Glauben der Orientalen ein Engel jeden Wassertropfen in das Buch der Verdienste aufzeichnet, den man über eine verschmachtende Blume ergießt, — so wird gewiß der Genius der Liebe und Barmherzigkeit jedes freundliche, herzliche und liebevolle Wort verzeichnen, das einem einsamen, sehnsuchtsbangen Herzen Kunde und Gruß von Denen bringt, die im Getümmel der Welt dahingetrieben werden.

Der Pastor Berger war stark gealtert. Sein Haar war mehr und mehr erbleicht, seine Haltung gebrechlicher geworden und auf seinem früher so frisch und fröhlich blickenden Gesicht hatte die Trauer über die Zeitereignisse ihre tiefen, schmerzlichen Linien einge-

graben. Dennoch blickte sein gutes, treues und offenes Auge in stiller und ergebener Heiterkeit in die ewig gleiche Natur hinaus und zum Himmel empor — dieser großen und unerschöpflichen Quelle der Tröstung über alles vorüberziehende Leid des irdischen Lebens. Nur wenn er das leidende, bleiche Gesicht seiner Tochter sah, wenn er ihren quälenden Husten hörte und ihrem unsichern, matten Gang folgte, — dann richtete sich sein sorgenschwerer Blick wohl mit schmerzlicher, fast vorwurfsvoller Frage nach Oben, — bald aber erschien wieder der Ausdruck frommer, gläubiger Ergebung auf seinem Gesicht, und mit liebevoller Sorgfalt suchte er seine unruhige Bekümmerniß vor seiner Tochter zu verbergen.

Er versah nach wie vor die Pflichten seines Amtes, — er predigte am Sonntagvormittag noch immer mit der alten kernigen, einfachen Kraft und Klarheit, aber seine körperliche Kraft wollte nicht mehr ausreichen zu den früher gewohnten Gängen in die Gemeinde, und einen großen Theil seines Hirtenamtes persönlicher Seelsorge in den Familien hatte er dem Kandidaten überlassen, der sich mit Eifer dieser Thätigkeit unterzog und unermüdlich war, die Häuser der Bauern zu besuchen und Trost und Rath den Bedürftigen zu bringen. Er sprach freundlich, würdevoll und verständig mit den

einfachen, natürlichen Menschen, — er bekümmerte sich um alle ihre Verhältnisse, und wenn er seinem Oheim Bericht erstattete über Das, was er gesagt und gethan, so nickte dieser zufrieden und einverstanden mit dem Kopf oder sprach einige kurze Worte der Billigung, — dennoch wollte das rechte Vertrauen der Gemeinde dem jungen Geistlichen nicht entgegenkommen, und seit der alte Pastor seltener die Häuser der Bauern besuchte, kamen diese zahlreich und häufig zu ihm, um in seinem Zimmer vor seinem Lehnstuhl stehend ihm vorzutragen, was sie bewegte und bekümmerte, — es dränge doch mehr zum Herzen, sagten sie, was der Herr Pastor zu ihnen spräche; — was der Herr Adjunkt ihnen sagte, das wäre wohl recht und gut, — sie verständen es auch, — aber es würde ihnen nicht so recht warm dabei.

Der Kandidat lebte ruhig und still in dem kleinen Kreise. Er besuchte die Gemeinde, — er predigte am Sonntagnachmittag, — er studirte in seinem Zimmer, — er las Abends seinem Oheim vor und unterhielt sich mit ihm, — nur ehrerbietig und vorsichtig seine Meinung äußernd über die Gegenstände der Lektüre, — er war voll Aufmerksamkeit und liebevoller Rücksicht gegen den alten Herrn.

Mit Helene sprach er wenig, aber herzlich und freundlich — doch vermied er geflissentlich, mit ihr

allein zu sein, — das junge Mädchen dankte ihm im Stillen für diese zarte Zurückhaltung und versuchte, trotz eines inneren Widerstrebens, das sie von ihm zurückhielt, ihm in ihrem ganzen Benehmen schwesterliche Freundschaft zu zeigen.

Er war nach einer Abwesenheit von mehreren Wochen aus Frankreich zurückgekehrt und seine Rückkehr hatte erhöhtes Interesse und regeres Leben in den kleinen Kreis gebracht. Er hatte einige Tage viel mit dem Amtsverwalter verkehrt, — dann war er nach Hannover gefahren, um, wie er sagte, Begnadigungsgesuche einiger Emigrirten zu überreichen und zu befürworten, und dann hatte er sich mit Eifer und Anstrengung wieder der Erfüllung der Pflichten seines Amtes hingegeben.

Als er zurückkehrte, hatte er Briefe von dem Lieutenant von Wendenstein mitgebracht, und auf die Frage seines Oheims — Helene hatte keine Frage an ihn gerichtet — kurz und einfach geantwortet, daß Herr von Wendenstein sich wohl befinde, — dann hatte er viel von den Emigranten und ihrem Leben erzählt, — hatte den ernsten Geist gerühmt, der unter ihnen herrschte, — er beschrieb und schilderte klar und lebendig Alles, was er auf seiner Reise gesehen hatte, und diese Erzählungen bildeten längere Zeit den vorzüglichsten Gesprächsstoff,

wenn der kleine Kreis im Pfarrhause Abends beisammen saß, der alte Herr behaglich im Lehnstuhl seine Pfeife rauchend und Helene mit einer Arbeit beschäftigt, die sie oft in sinnendem Nachdenken auf ihren Schooß niedersinken ließ. Bei allen Erzählungen des Kandidaten, bei allen Ereignissen, die er berührte, erwähnte er jedoch niemals des Lieutenants von Wendenstein, und wenn der Pastor bei dieser oder jener Gelegenheit ausdrücklich nach dem Verlobten seiner Tochter fragte, so ging der Kandidat schnell mit einigen oberflächlichen Worten und mit einem eigenthümlichen, halb beobachtenden, halb bedauernden Seitenblick auf seine Cousine über diese Frage hinweg.

Helene fühlte diesen Blick, auch wenn sie die Augen auf ihre Arbeit gesenkt hatte, und ein wunderbar banges, angstvolles Gefühl überkam sie jedesmal bei der Erwähnung ihres Geliebten, — doch erklärte sie sich das Hinweggleiten des Kandidaten über ihn und Alles, was ihn betraf, durch die früheren Vorgänge, welche natürlich ein peinliches Gefühl zurückgelassen haben mußten.

So war das Leben einförmig und ruhig dahingegangen, — die frischere Herbstluft hatte die Gesundheit des Pastors gekräftigt, während sie umgekehrt die Schwäche und Mattigkeit des jungen Mädchens ver-

mehrt hatte, — der alte Herr ging öfter als früher in das Dorf hinab, um die einzelnen Mitglieder seiner Gemeinde in alter Weise zu besuchen — seine Tochter aber blieb mehr als sonst zu Hause, da ihr die Bewegung in der kühleren und schärferen Luft häufigere und schmerzlichere Hustenanfälle verursachte.

An einem Nachmittage, als der Pastor ausgegangen war, saß Helene allein vor ihrem Arbeitstisch am offenen Fenster des Wohnzimmers, sie saß auf demselben Platz, von welchem sie sonst vor Zeiten, welche noch nicht so weit entfernt waren nach der Zahl der Wochen und Monate, welche ihr aber wie durch einen unausfüllbaren Abgrund von dem Heute getrennt zu sein schienen — hinausgeblickt hatte nach der Wendung des Weges am Waldessaum, mit unbewußt klopfendem Herzen spähend, bis aus dem Schatten der Föhrenwaldung der schöne Kopf und Hals eines Pferdes erschien, — dann eine blaue Uniform, — ein freundlich heraufblickendes, jugendfrisches Gesicht, — dessen Gruß sie schnell aufspringend mit glücklichem Lächeln erwiedert hatte.

Auf diesem selben Platze hatte sie gesessen, als er zu ihr gekommen war, um aus ihren Augen die Antwort zu lesen auf die Frage, die aus seinem Herzen heraus auf seine Lippen trat, — hier hatte sie zum ersten Mal seine Lippen auf den ihrigen gefühlt, zum

ersten Mal ihren Kopf in stiller Seligkeit an seiner Schulter ruhen lassen.

An diese vergangenen Tage dachte sie in glücklicher Erinnerung, — diese ganze Umgebung, — die Natur in Wald und Feld war so unverändert sich gleich geblieben, — die Herbstblumen blühten so freundlich wie früher im kleinen Garten, und der gelbrothe Schein der sinkenden Sonne lag so friedlich über dem ganzen einfach stillen Bilde, das sich vor dem geöffneten Fenster zeigte, daß sie auf Augenblicke völlig die Zeit vergaß, welche sie von den glücklichen Tagen der Vergangenheit trennte und wie damals den Blick nach dem Waldrande richtete, als müsse dort ein liebes Bild sich zeigen.

Dann aber rang sich ein tiefer, schwerer Seufzer aus ihrer Brust — das Alles lag ja so weit zurück, — so fern, — und diese lichten Erinnerungen stimmten so wenig mit den Verhältnissen von heute, — es war wie der Strahl eines Sterns, der durch eine Oeffnung dunkler Wolken zu uns herabschimmert.

Helene öffnete ein Schubfach ihres Arbeitstisches und zog einen Brief daraus hervor, den sie langsam durchlas, — das Papier zeigte, daß sie es schon oft in ihrer Hand gehalten, daß ihr Blick schon oft auf diesen Schriftzügen geruht hatte, — ihr Auge folgte mit

trübem, schmerzlichem Ausdruck den Zeilen, — langsam schüttelte sie den Kopf und mit einem matten, wehmüthigen Lächeln legte sie dann das Papier wieder zurück.

„Das ist nicht die Sprache," flüsterte sie leise, „in der er früher zu mir gesprochen, — es weht mich an aus diesen Worten wie ein eisiger Hauch, — o mein Gott!" rief sie schmerzlich, indem ihr Auge sich mit Thränen füllte, „warum hat es so kommen müssen, — warum hat das gewaltige Völkerschicksal, das die Szepter zerbrach und die Kronen von den Häuptern der Könige schlug, — warum hat es trennend und zerstörend in mein armes, kleines Leben eingreifen müssen, — warum hat der Strahl, der die mächtigen Eichen zersplitterte, auch die stille Liebesblüte meines Lebens getroffen, die nichts Anderes verlangte, als unbeachtet und friedlich in dunkler Verborgenheit weiter zu leben?"

Sie senkte das Haupt auf die Brust, — langsam rannen einzelne Thränentropfen über ihre bleichen, eingesunkenen Wangen.

Ihre Brust begann unruhig zu arbeiten. Ein trockener Husten erschütterte ihre ganze Gestalt, — sie drückte mit der mageren, durchsichtigen Hand ihr Taschentuch an die Lippen, — dann sank sie matt in ihren Stuhl zurück, indem sie in tiefer Erschöpfung mühsam Athem holte.

Langsam öffnete sich die Thüre des Zimmers.

Helene richtete sich empor, — mit einem gewissen Erstaunen sah sie den Kandidaten eintreten.

Sie zwang ein freundliches Lächeln auf ihre Lippen und sprach mit matter Stimme:

„Ich glaubte, Du hättest den Vater begleitet, Vetter, — er ist in das Dorf hinabgegangen.“

„Er war allein ausgegangen,“ sagte der Kandidat mit leiser, sanfter Stimme, — „ohne daß ich es wußte — darum habe ich ihn nicht begleiten können.“

Er zog einen Stuhl in die Nähe des Arbeitstisches seiner Cousine und setzte sich langsam und ruhig nieder.

Helene sah ihn verwundert an, — sie war es nicht gewohnt, daß er eine Unterhaltung mit ihr suchte, — wie mechanisch ergriff sie ihre Arbeit und zog einen Faden in die Nadel.

„Ich habe lange schon mit Dir sprechen wollen,“ sagte der Kandidat, indem sein Blick fest und durchdringend sich auf sie heftete, — „um Vieles auszusprechen, was mich bewegt und was ich mich verpflichtet halte, Dir zu sagen.“

Wiederum blickte sie ihn erstaunt — fast ängstlich an, — sie begriff nicht, was er mit ihr sprechen wollte, — fast unmerklich neigte sie den Kopf.

„Du bist unglücklich, Helene,“ sprach er mit sanfter Stimme, — „Du leidest, — und das bekümmert mich — um so mehr,“ fuhr er die Augen niederschlagend fort, — „als ich glaube, daß Du Dich in vergeblicher Sehnsucht verzehrst.“

Sie sah ihn starr an. Eine stolze, abwehrende, fast verächtliche Kälte lag in ihrem Blick.

„Ich habe mich von Dir fern gehalten,“ fuhr er fort, „seit ich gesehen, daß das Gefühl, das ich Dir ausgesprochen, keine Erwiederung finden kann, — seit ich gesehen, daß die Neigung Deines Herzens bereits einem Andern gehörte, — ich habe gefühlt, daß jeder nähere Verkehr zwischen uns nur peinlich sein kann — und ich habe,“ sprach er, die Hände ineinander faltend, „von Herzen und ohne Groll für Dein Glück gebetet.“

Sie zuckte leise zusammen. Dann sah sie ihn mit treuherzigem Ausdruck an und sprach in flüsterndem Tone:

„Ich danke Dir dafür.“

„Doch,“ sprach er weiter, — „habe ich darum nur ein um so größeres Interesse daran, daß das Gefühl Deines Herzens, das Du mir nicht gewähren konntest, — Dich wirklich glücklich mache, — daß es nicht unwürdig getäuscht werde.“

Er schlug das Auge mit scharfem, durchdringendem

Blick zu ihr empor — ihre Arbeit zitterte leicht in ihrer Hand, — dann aber sah sie ihn stolz und kalt wie vorher an und sprach mit festem Ton:

„Das kann niemals geschehen!“

„Und doch geschieht es,“ erwiederte er, indem ein Zug von fast feindlicher Härte einen Augenblick auf seinem Gesicht erschien, — dann aber sogleich wieder dem Ausdruck geistlicher Ruhe und Sanftmuth Platz machte.

„Helene,“ fuhr er fort, während sie ihn groß und starr ansah, — „je treuer und wärmer das Gefühl ist, das ich für Dich im Herzen trage, um so schärfer beobachte ich Alles, was Dein Glück, — was Deine Liebe betrifft,“ fügte er leise hinzu, — „und seit lange schon habe ich gesehen, daß nicht Alles so ist, wie es sein sollte, — Du leidest, — Du leidest geistig und körperlich, — Du zweifelst an der Treue Deines Geliebten.“

Sie richtete den Kopf hoch empor. Eine lebhafte, scharf abgegrenzte Röthe erschien auf ihren blassen Wangen.

„Mit welchem Recht —“ sagte sie lebhaft.

„Mit dem Recht eines treuen Freundes,“ fiel er ein, „habe ich das Alles beobachtet, — eines Freundes, der seine Wünsche und Hoffnungen Deinem Glück zu

opfern bereit war, — der aber," sagte er mit rauhem Ton, „die Gefühle, die Du mir nicht geben konntest, — an keinen Unwürdigen weggeworfen sehen will, — eines Freundes, der es für seine Pflicht hält, Dir die Augen zu öffnen, so lange es noch Zeit ist, damit Du Dich von einer Illusion losreißen mögest, welche Dein gegenwärtiges und künftiges Glück zerstört."

Sie zitterte konvulsivisch — aus ihrem kalt abwehrenden Blick brach es wie eine Frage banger Todesangst hervor und mit mühsam zu ruhigem Ton gedämpfter Stimme sprach sie:

„Du beschuldigst Abwesende, — Du klagst an, wo eine Vertheidigung unmöglich ist, — das ist nicht edel von Dir, — das ist kein Beweis Deiner Freundschaft für mich."

Er schwieg einen Augenblick, — seine Züge drückten innige und herzliche Theilnahme aus, während seine Blicke kalt und scharf den Eindruck seiner Worte beobachteten.

„Es ist mein Beruf," sagte er langsam und salbungsvoll, „den Zustand der Seelen, die Gefühle der menschlichen Herzen zu beobachten, — und ich habe, wie ich Dir gesagt, lange gesehen, daß Du selbst von Zweifeln gequält wurdest. Als ich nach Frankreich kam, habe ich mir zur Aufgabe gemacht, über die Zweifel,

welche Dein Herz bedrückten, mir Gewißheit zu verschaffen, — und ich habe," fuhr er mit dumpfem Ton fort, — „ich habe die Gewißheit gewonnen, daß Deine Liebe getäuscht — unwürdig betrogen wird, — daß der Gegenstand Deiner Sehnsucht Dich vergessen hat und in seinen Briefen an Dich ein Gefühl heuchelt, welches einer Anderen gehört."

Sie legte ihre zitternde Hand auf den Tisch, wie um sich zu halten, — sah ihn starr an und sagte mit einer fast rauh klingenden Stimme:

„Das ist eine Lüge, — eine grundlose Verleumdung!"

Die Gesichtszüge des Kandidaten verzerrten sich einen Augenblick, — um seine dünnen, bleichen Lippen zuckte ein häßliches, höhnisches Lächeln, — ein stechender Blick schoß aus seinen plötzlich in zitterndem Feuer aufblitzenden Augen, — aber fast eben so schnell verschwand dieser Ausdruck leidenschaftlicher Erregung wieder, und kalt und ruhig, wie vorher, sprach er mit gedämpftem Ton:

„Ich verzeihe Dir diese Kränkung, Helene, — Deine Aufregung ist natürlich, — glaube mir, daß es mir schwer genug wird, Dir Schmerz zu bereiten, — aber Dein Glück, Deine Zukunft steht auf dem Spiel, — besser ist es, ein Gefühl, das Dich elend, unglücklich

machen muß, mit einem Mal, wenn auch mit schneidendem Schmerz, aus dem Herzen zu reißen, — als daß Dich der Kummer und die langsame Enttäuschung allmälig aufreibt, — ich habe deßhalb für meine Pflicht gehalten, Dir die Wahrheit zu sagen, — und was ich Dir gesagt, ist die Wahrheit," fügte er mit festem und bestimmtem Ton hinzu.

Sie holte mühsam Athem, — fast mit röchelndem Ton stieg die Luft aus ihrer schwer arbeitenden Brust herauf, — sie schwankte leicht hin und her, — fester drückte sich ihre Hand auf den Tisch, — gewaltsam hielt sie sich gerade aufgerichtet.

„Man klagt die Abwesenden nicht an," sagte sie, — „ohne die Anklage beweisen zu können."

„Du verlangst Beweise," erwiederte er, indem ein schneller Blick wie die Spitze eines Dolches das in innerer Qual zuckende Gesicht des jungen Mädchens traf, — „hier ist ein Beweis, der Dich überzeugen wird!"

Rasch griff er in die Tasche, — aus einem großen Couvert zog er eine Photographie in Kabinetsformat und legte dieselbe vor seiner Cousine auf den Arbeitstisch.

Sie senkte langsam den Blick auf das Bild. Es war jene Photographie, welche der Kandidat in Paris

auf dem Tisch des Lieutenants von Wendenstein gefunden hatte und welche den jungen Mann darstellte, wie er auf den Knieen vor der Marchesa Pallanzoni lag, glühend emporblickend zu der schönen Frau, welche lächelnd das Haupt zu ihm herabneigte.

Die Augen Helenens öffneten sich weiter und weiter, in unnatürlicher Starrheit blickten sie auf das Bild vor ihr, als wollte ihr Blick jeden Zug desselben erfassen, jeden Zug dieses Bildes, das deutlicher sprach als lange Erzählungen, das mit einem Male alle bangen Zweifel ihres Herzens in so schrecklicher Gewißheit löste.

Eine dunkle Röthe färbte einen Augenblick in scharfer Abgrenzung ihre Wangen, — unmittelbar darauf legte sich eine fahle Blässe über ihr Gesicht, — sie streckte die Hand aus, — ergriff das Bild und hielt es vor ihre Augen. Dann aber, wie von plötzlichem Entsetzen erfaßt, schleuderte sie es weit von sich, — ihre Lippen öffneten sich, als wolle sie sprechen, — aber es drang nur ein rauher, unverständlicher Laut aus denselben hervor, — noch einmal starrte sie mit einem fast wilden Blick unsäglicher Angst umher, dann schlossen sich ihre brechenden Augen, — ihr Gesicht nahm eine fast gelbe Farbe an, — sie preßte beide Hände auf die Brust und aus ihrem Munde drang ein röthlicher

Schaum, dem bald ein voller Blutstrom folgte — leblos sank sie gegen die Lehne ihres Stuhles zurück.

Der Kandidat stand schnell auf. Mit scharfem, ruhigem Blick betrachtete er das entstellte Gesicht Helenens. Dann nahm er das junge Mädchen in seine Arme, trug ihre zarte, so leicht und gebrechlich gewordene Gestalt auf das Kanape im Hintergrunde des Zimmers und stützte ihren Kopf auf ein viereckiges Kissen, das mit Rosen und Vergißmeinnicht gestickt war, deren hellgefärbte Blüten eigenthümlich gegen das todtenfarbige Antlitz abstachen, das auf ihnen ruhte.

Einen Augenblick blieb er vor ihr stehen.

„Sollte es sie getödtet haben?“ flüsterte er vor sich hin.

Er hob die Photographie von der Erde auf, steckte sie wieder in seine Tasche, öffnete dann die Thüre und rief die alte, in der naheliegenden Küche beschäftigte Magd des Pfarrhauses, welche ganz erschrocken herbeieilte und mit lautem Aufschrei zu dem Lager des jungen Mädchens hinstürzte.

„Meine arme Cousine hat ganz unvermuthet einen heftigen Blutsturz gehabt,“ sagte er, — „bleiben Sie bei ihr, — ich werde den Herrn Pastor suchen und Fritz Deyke bitten, daß er nach der Stadt fährt, um den Arzt zu holen.“

Er ging hinaus, während die alte Dienerin den Kopf Helenens unterstützte und mit einem schnell herbeigeholten weißen Tuch das immer noch hervorquellende Blut von ihren Lippen entfernte.

Nach einiger Zeit lief ein leichtes Zittern durch den Körper des jungen Mädchens. Mühsam rang sich ein schwerer, tiefer Athemzug aus ihrer Brust herauf und dann schlug sie die Augenlider wieder auf — der gebrochene Blick irrte wie suchend und fragend umher, bis er auf dem Gesicht der alten Dienerin haftete, welche in höchster Spannung alle diese Zeichen des wiederkehrenden Lebens verfolgt hatte und nun in jubelndem Tone rief: „Sie lebt — sie lebt, — Gott sei Dank!"

Helene sah sie groß an, — dann schien ihre Erinnerung wieder zu kommen, — ein unsäglicher Schmerz malte sich auf ihrem Gesicht.

„Ich lebe," sagte sie mit kaum verständlicher Stimme, — „ich lebe noch! — warum, — warum, mein Gott, warum bin ich nicht gestorben mit meinem Glück, mit meiner Hoffnung!"

Die Alte hatte diese Worte kaum verstanden in ihrer freudigen Erregung über das wiederkehrende Leben des jungen Mädchens, das sie schon als Kind auf ihren Armen getragen.

„Mein Gott, Fräulein Helene," rief sie mit vor-

wurfsvollem Ton, während sie die hellen Thränen, welche über ihr faltiges Gesicht liefen, mit der weißen Schürze abtrocknete, — „mein Gott, was machen Sie für Sachen! — was wird der Herr Pastor sagen, — es ist nur gut, daß Sie wieder besser sind, bevor er wiederkommt," sagte sie lachend und weinend zugleich, — „der arme Herr wäre ja zum Tode erschrocken, wenn er gekommen wäre und hätte Sie so bewußtlos daliegen sehen."

„Bewußtlos?" flüsterte Helene, — „glücklich, wer das Bewußtsein seiner Leiden nicht hat."

„Ich werde Ihnen eine Tasse lauwarmer Milch bringen," rief die Alte geschäftig, — „der Doktor hat ja gesagt, das wäre das Beste, um Sie nach einem so starken Hustenanfall wieder zu kräftigen. — Können Sie so lange allein bleiben? — ich komme gleich zurück."

Helene bejahte mit einem Wink ihrer Augen.

Die Alte eilte hinaus.

„Mich stärken?" sagte das junge Mädchen mit leiser, tonloser Stimme, kaum die Lippen bewegend, — „wofür soll ich mich stärken? — wie habe ich gegen meine Krankheit gekämpft, um mein Leben dem Glück zu erhalten! — mein Glück und meine Hoffnung sind gestorben, — o, wäre dieß schmerzliche Leben des Körpers mit ihnen zu Ende gegangen!"

Die Thür ging auf, eilig und aufgeregt trat der Pastor in das Zimmer — der Kandidat folgte ihm.

„Mein Kind, — mein armes Kind!“ rief der Pastor, indem er zu seiner Tochter eilte und sein vom raschen Gange und der angstvollen Erregung geröthetes Gesicht zu ihr herabbeugte, — „was ist Dir widerfahren?“

Er richtete sich wieder empor, erschrocken betrachtete er die so tief entstellten Züge des jungen Mädchens, — er faltete die Hände und blickte wie in stummem Gebet nach Oben.

Helene war beim Anblick des Kandidaten leicht zusammengeschauert. Dann sah sie zu ihrem Vater hin mit einem Blick voll inniger Liebe, — sie zwang sich zu einem heiteren und freundlichen Lächeln, das ihrem schmerzdurchzuckten Gesicht einen unendlich rührenden Ausdruck gab, und sagte:

„Es ist nichts — lieber Vater, — es ist schon wieder vorüber.“

Der Athem versagte ihr.

Die alte Dienerin brachte warme Milch, — Helene trank davon, — eine leicht röthliche Färbung zeigte sich wieder auf ihrem Gesicht.

Der Kandidat entfernte sich leise und schweigend.

„Jetzt müssen Sie zu Bett, Fräulein Helene,“ sagte die Alte; — „können Sie bis in Ihr Zimmer gehen?“

Helene wollte sich erheben, — sie konnte es nur mit Mühe und Anstrengung, der Pastor trat schnell heran, und langsam, bei jedem Schritt fast zusammenbrechend, ging die Kranke, gestützt und halb getragen von ihrem Vater und der Dienerin, in ihr Zimmer, wo sie der Pastor der Alten überließ, die sie sorgfältig entkleidete und in ihr Bett legte, in dem sie so oft in sanftem Schlummer geruht hatte, umgaukelt von süßen Träumen des Glückes und der Liebe.

Mit gesenktem Haupte kam der alte Herr in das Wohnzimmer zurück, — mechanisch ergriff er seine Pfeife, er wollte den Fidibus entzünden, um sie in Brand zu setzen, — da trat das lächelnde, liebliche Bild seiner Tochter vor seine Seele, wie sie ihm sonst so sorgsam die brennende Flamme auf den Tabak gehalten hatte, mit den frischen, sanften Augen zu ihm aufblickend, — er dachte an ihr so schmerzvoll entstelltes Gesicht, an ihre gebrochene Gestalt, wie sie eben vor ihm gelegen, — langsam stellte er die Pfeife wieder an ihren Platz zurück und setzte sich in seinen Lehnstuhl.

„Wie schwer ruht Deine Hand auf mir, Du allmächtiger Vater!“ sagte er leise, indem er trüben Blickes in die Abendlandschaft hinaussah, — „sollte ich dieß gute, liebe Kind verlieren?“

Wie von innerer Angst gequält, stand er wieder auf und ging einige Male im Zimmer auf und nieder.

„Der arme Lieutenant,“ flüsterte er, — „wie würde der es tragen?“

Er nannte den Verlobten seiner Tochter noch immer einfach den „Lieutenant“ — wie zur alten Zeit, als der Oberamtmann noch das Regiment führte im alten Amtshause.

Dann setzte er sich wieder nieder, faltete die Hände und sprach:

„Siehe da, — will sich das alte Herz, das im Glauben sich stark wähnte, dennoch jetzt auflehnen gegen die Fügungen Gottes — und murren über das Leid, das seine Hand über mich verhängt! — Was Gott thut, das ist wohlgethan,“ sprach er mit voller Stimme, — aber seine Lippen bebten, und wie von der Last seiner Sorge erdrückt, ließ er den Kopf auf die Brust niedersinken.

Die alte Magd trat herein und sagte freudestrahlenden Gesichts:

„Fräulein Helene ist ruhig eingeschlafen, sie athmet gleichmäßig, — ich hoffe, es wird nichts passiren, bis der Doktor kommt, — ich werde bei ihr bleiben und über ihren Schlaf wachen.“

Schnell eilte sie wieder hinaus.

Der Pastor richtete das Haupt empor mit dankerfülltem Blick und sagte:

„Auch unser Erlöser betete: Laß diesen Kelch an mir vorübergehen, — also darf auch ich dieß Gebet zu Gott richten, — doch,“ fuhr er mit sanft ergebenem Ton fort, — „nicht mein, sondern Dein Wille geschehe.“

Und schweigend blieb er sitzen — hinausblickend in die friedliche Landschaft, welche immer mehr in Dämmerung versank, während die leichten Wolken am fernen Horizont sich golden färbten im letzten Strahl der scheidenden Sonne und während vom Dorfe her die alten wendischen Lieder heraufdrangen, welche die von der Feldarbeit zurückkehrenden Mädchen und Burschen sangen.

Der Kandidat war in seinem Zimmer und studirte eifrig die Predigt für den nächsten Sonntag.

T

